

Maxim Biller
Biografie

Roman

Kiepenheuer & Witsch

Sämtliche Figuren und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden und Verstorbenen sind deshalb rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die Arbeit an diesem Roman wurde freundlicherweise vom Land Berlin unterstützt.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gestaltung und Umschlagmotiv: Walter Schönauer, Berlin

Autorenfoto: © Dudek Kohn

Gesetzt aus der Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04898-8

Party bei Walhalla Film

Vielleicht, aber nur vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Noah Forlani, mein Freund und Bruder, an Silvester 2005 nicht nach Berlin geflogen wäre, wo er bei einer kleinen, verwirrenden Filmparty in der Schliemannstraße 12 erst den Tisch mit den Wasabi-Canapés und dem südafrikanischen Prosecco umwarf und danach Ethel Urmacher vor allen Leuten die linke Wange streichelte. War also alles seine eigene Schuld? Er hätte genauso zu Hause in Herzlia Pituach bleiben können, wo seine etwas zu klein geratene Frau Merav mal wieder ein Essen gab, bei dem zehn langweilige Israelis den ganzen Abend leise sprechend um ihren drei Kilometer langen Mogensen-Tisch herumstanden und Krevetten auf Rucola aßen. Ja, genau die Merav – die mit dem Nan-Goldin-Komplex, den Prada-Stilettos, dem eher warmen als kalten Herzen und der unangenehmen Angewohnheit, Noahs Freunden extra *muros* zu erzählen, er könne nur, wenn er sich in einem schmutzigen Hemd aufs Bett setzte, die Hände ans imaginäre Steuer legte und zu ihr sagte: »Und, Kleine, wohin soll ich dich mitnehmen?«

Ich war in dieser Nacht nicht in Berlin und nicht in Herzlia Pituach, und wäre ich nicht nach Prag gefahren, um die Saunasache und alles andere zu vergessen, hätte Noah auch nicht meine Wohnung niederbrennen können – und die *Shylock war hier*-Datei wäre noch da und Noah nicht ein ganzes Jahr tot gewesen. Aber vielleicht wäre es, was mich angeht, noch klüger gewesen, in Herzlia Pituach bei Meravs Abendessen dabei zu sein und eine von diesen Tel Aviver Cantina-Schabracken kennenzulernen, die zwar alle genug jiddische Mame in sich haben, aber trotzdem wissen, dass beim Sex die Finger der Frau nicht dazu da sind, heimlich unter der Bett-

decke zu zählen, wie lange es noch dauert, bis der zukünftige Ehemalige endlich k. o. gehen wird.

Während ich, der alleswissende, nichtsverstehende Solomon Karubiner, in Prag auf einem Balkon des Hotels U Dvou koček stand, auf dieses blasse frühkapitalistische Silvesterfeuerwerk über dem Hradschin guckte und überlegte, was der Unterschied zwischen Neoliberalismus und Kommunismus war – kommt darauf an, wer fragt –, rutschte Noah in Berlin fast aus bei dem Versuch, sich Gerry Harper zu nähern, in Brentwood und Umgebung wegen seiner sexuellen Möglichkeiten auch »El Dick« genannt. Gerry war mit Tal »The Self-hater« Shmelnyk da, dem manischen, rotgesichtigen, matzbrotdünnen Israeli, der für Noah das zweite Goebbels-Video drehen sollte, was er aber noch nicht wusste. Noah wollte Gerry ein gutes neues Jahr wünschen. Er wollte ihn auch fragen, ob sie sich nicht mal in L. A. sehen könnten – entre nous –, er habe dort wegen der Beteiligung an einem Fairtrade-Kosher-Nacho-Inn bald zu tun. Und er wollte ihm sagen, aber erst später, er könne nur in der Gegenwart besonders berühmter, bedrückter Leute seine eigenen Geld- und Post-Holocaust-Depressionen vergessen. Vor allem, wenn diese Leute wie Gerry »El Dick« Harper im letzten Bryan-Singer-Film den neuen Obernazi Tom Cruise an die Wand gespielt hatten, an der dieser zum Schluss von den anderen Gojim in gehackte Leber verwandelt wird.

Noah machte, nachdem er das Gleichgewicht wiedererlangt hatte, einen Schritt zu viel. Er stand jetzt so dicht vor Gerry, dass der genauso tief in seine aufgerissenen Augen blicken konnte wie ein Betrunkener in die Toilette, in die er sich übergeben wird. Und während Noah noch den Mund öffnete, um wie immer etwas völlig Falsches zu sagen, und sich dabei wie in einem Film vorkam, der in Superzeitlupe lief, sagte Gerry: »Easy, du Homo.« Easy, du Homo? Noahs Film rollte langsam weiter, Noah dachte, wo ist Mamas Kamera, die mich schon wieder filmt, und er sagte gleichzeitig: »Ähm ... Happy New Year, Gerry!« Dann küsste er ihn auf beide Wangen, wie es sonst die Alten und die Jungen an Roschaschana in

der Synagoge tun, er leckte ein bisschen zu lange das Gesicht des besten Freunds von Owen Wilson, Conan O'Brien und Senator Kennedy ab, und der Rest von Noahs Film lief im Zeitraffer. El Dicks Faust flog gegen Noahs platte, tatarische Nase, worauf Noah in den Tisch mit den Wasabi-Canapés und dem Prosecco stürzte. In diesem Moment wusste Noah noch nicht, dass er bald keinen Cent mehr haben würde, nichts mehr von dem sagenhaften Schatz, den sein Vater, der alte Schloimel Forlani, in fünfzig schnellen Nachkriegsjahren zusammengeklaut hatte. Aber es fühlte sich schon genauso an.

Fünf Sekunden später kam Ethel Urmacher ins Spiel. Ethel war groß und ein bisschen fett – aber wer sie im Badeanzug sah, dachte, so fett ist sie gar nicht, und wenn ihre Pflaume nicht so groß ist, wie sie eigentlich sein müsste, wenn sie so angenehm schmeckt wie Rosenwasser in einem japanischen Shintotempel (das fiel mir gerade so ein) und denselben pH-Wert hat wie die eigene Zunge, dann, ja dann könnte sie sogar die Frau fürs Leben werden. Noah hatte Silvester 2005 aber schon die Frau fürs Leben, und zwei Kinder hatte er auch mit ihr, und obwohl er und Merav seit Tisch b'Aw 5763 nicht mehr Autostopp gespielt hatten, stand auf keinem der vielen kleinen Notizzettel, die überall in seinen Taschen steckten: »Merav in den Arsch treten, ihr das Haus und den Rest von allem überschreiben und zu Ethel ziehen.« Doch. Aber erst viel später.

Noah kannte Ethel seit der achten Klasse. Er und ich kannten uns auch seit der achten Klasse, aber während wir beide fast immer alles zusammen gemacht hatten – Hausaufgaben, Rekordmasturbieren, das Valium und die Kondome unserer Eltern ausprobieren, Strandhosen von Dries van Noten zum Schreiben anziehen, vorletzte Silben zu lang dehnen –, verband Noah und Ethel nur ein paar Jahre derselbe Schulweg. Rutschbahn, Hallerplatz, die Bogenstraße hoch bis zum HLG, wo Ethel im ersten Stock nach links abbog, während Noah weiter in den dritten musste, und nach der Schule wieder dieselbe Strecke zurück.

Damals war Noah sexuell noch in der Übergangsphase. Die

Schläge der polnischen Kinderfrauen, mit denen er aufgewachsen war, brannten auf seinem Rücken und seinem Arsch, wann immer er an sein Leben zwischen dem zweiten und siebten Jahr dachte. Das passierte dreimal am Tag, und dass er davon eine Erektion bekam, fiel ihm auf, aber nicht, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Ständer und der Erinnerung an die bösen, bösen Frauen gab. Das begriff er erst viel später, 1985, auf Sardinien, in diesem kleinen, nach Putzmitteln stinkenden Hotel in Punta del Giorno, wo wir unsere Wir-schreiben-jetzt-beide-einen-Roman-Ferien machten. Dort gab es, als Sommer- und Herbstdauergast, diese unglaubliche, riesige, englische Kuh, die mit uns am liebsten Fangen spielte. Ja, Fangen. Wir rannten um den Pool hinter ihr her, oft stundenlang, und natürlich griff auch ich ab und zu in ihre speckigen Hüften, aber mir gab das nicht viel. Noah wollte, wenn er sie hatte, dass sie ihn gegen das bröckelnde Mäuerchen neben dem Strandcafé drückte, und war niemand in der Nähe, zog er seine Wasserpumpgun raus, schob sie der Engländerin mit dem Griff in die Hände und bat sie, ihm einen kräftigen Schuss zwischen die Augen oder, noch besser, auf den nackten Bauch zu verpassen. Zu der Zeit dachte Noah bereits, er sei pervers. Aber war er das wirklich? Hätte er dann nicht wenigstens als Dreizehnjähriger Ethel Urmacher auf dem Weg vom HLG ins Grindelviertel angefleht, ihn ins Gebüsch zu stoßen oder ihm von hinten in die Hacken zu treten? Dass für ihn Gewalt plus Ständer gleich Liebe war, begriff er erst auf Sardinien. Warum? Weil ihn der Wasserstrahl, der ihn traf, zwar happy machte, sehr happy, aber nicht verliebt. Was ist der Unterschied zwischen Liebe und Sex? Wie soll ich, Soli Karubiner, der Sohn eines Familienstalin und einer treulosen Mutter, das wissen, wenn ich selbst nicht weiß, was Liebe ist?

Als Ethel sich an Silvester 2005 über Noah beugte, hatten die beiden sich seit fast zwanzig Jahren nicht mehr gesehen. »Schlimm?«, sagte Ethel. Sie hatte Noah nicht erkannt. Sie guckte in ein hübsches schmales, dämliches Gesicht, an dem ihr zuerst auffiel, dass es zwar rasiert war, aber nicht überall. Kleine braune Büschel klebten

am Hals und unter dem Kinn, und sofort blinkte in Ethels Erinnerung ein anderes Gesicht auf. Als würde sie im Dunkeln fotografieren, leuchtete immer wieder, wie vom Blitz erhellt, die aufgescheuchte Miene dieses unglaublich süßen, schlecht rasierten Kerls auf, der damals, wenn sie ihn fragte, was er nach der Schule noch mache, frech stotterte: »Ich hol mir einen runter.« Pause. »Nein, das war ein Witz, Ethelein. Ich mach Hausaufgaben, dann würge ich den Weltraumfraß meiner Mutter herunter, und dann gucke ich mit meinen Eltern und Thekla, unserem einbeinigen bayerischen Dienstmädchen, bis zwei Uhr nachts fern. Das war übrigens kein Witz.« Es war zwar genauso, wie Noah sagte, nur dass er immer wieder in seinem Zimmer verschwand, sich aufs Bett warf und den Bauch und alles andere, was er unten hatte, so oft gegen die Matratze stieß, bis er kam.

»Schlimm?«, wiederholte Ethel, und in ihrem Kopf klingelte es wie bei Börsenschluss in New York. Dann sagte sie: »Noah? Noah Forlani? Ich dachte, du bist verheiratet und lebst in Tel Aviv.«

Noah, benommen von Gerrys Boxschlag, hatte auch eine Vision. Das runde jüdische Frauengesicht, behängt mit dichten, fettigen Locken, das sich so unerwartet über ihn beugte, blieb in dieser Vision allerdings, wie es war. Er sah kein beglückendes inneres Blitzlichtgewitter wie Ethel, er hatte kein metaphysisches Wiedersehensgefühl oder den Eindruck, seine Gene hätten es jetzt endlich nach Hause geschafft. Noahs Vision war nur ein Gedanke. Ich Blödmann, dachte Noah, ich könnte doch auch mal mit einem von unseren Girls ringen! Und dann sagte er zu Ethel: »Kennen wir uns? Ist ja auch egal. Hast du nicht Lust auf ein bisschen Armdrücken?« Dabei fiel ihm seine herrische israelische Ehefrau Merav ein, die komischerweise trotzdem immer alles machte, wie er es wollte, und er wurde traurig und bekam eine von seinen Klein-Midas-Depressionen. Meravs Körpergröße: ein Meter zweiundfünfzig. Meravs Gewicht: an schlechten Tagen fünfundvierzig Kilo, sonst zweihundert Gramm mehr. So viel wog wahrscheinlich allein schon der linke

Schenkel dieser gigantischen Super-Golda, die sich gerade so mütterlich um ihn sorgte.

Ethel lächelte. Ja, er war's! Wie lange hatte sie darauf gewartet, ihn wiederzutreffen? Überhaupt nicht. Aber als sie begriffen hatte, dass vor ihr der konfuse, lustige, hyperaktive Noah aus der 8b lag, wusste sie sofort, dass sie ihn brauchte, dass sie nur mit ihm wieder Boden unter die Füße bekäme, den Boden ihrer fast schon verloren geglaubten ostjüdischen Mütterlichkeit, und sie wunderte sich, wie sie es ohne diesen schmächtigen Jeschiwa-Boy die letzten zwanzig Jahre ausgehalten hatte. »Ja, ich liebe Armdrücken«, log sie, »aber nur, wenn ich gewinnen darf!«

Noah stand auf, klopfte sich die Canapés und die Scherben vom Anzug, wankte und setzte sich gleich wieder hin. Ethel reichte ihm die Hand, er nahm sie, und sie zog ihn hoch. Nein, sie hob ihn eher hoch, mit einer Leichtigkeit, als bestünde er aus Luft und überflüssigen Gedanken.

»Du blutest«, flüsterte Ethel.

»Was? Wieso?«

»Hier ... deine Hand.«

Noah hielt ihr – wie einer Krankenschwester, die ihn verbinden sollte – beide Handflächen hin. In der linken steckte ein funkelnder Glassplitter, und er überlegte, ob ihm jetzt schlecht werden sollte. Eigentlich ging es ihm sehr gut. Es war seine Schuld, dass Gerry ihn geschlagen hatte, und es hatte ihm sogar ein bisschen gefallen. Natürlich nicht auf diese »besondere« Art, denn er war zwar alles – ängstlich, geil, unterwürfig, planlos –, aber ein masochistischer Homo war er nicht. Leider. Das sagte er manchmal so ernst zu mir, dass ich ihm sein Bedauern fast glaubte. »Leider, mein lieber Karubiner«, erklärte er, wie immer, ohne zu stottern, wenn wir unter uns waren, »leider hat Gott mich straight gemacht. Straight und schüchtern. Lieber wär ich natürlich schwul. Schwule sind nicht schüchtern, oder? Und sie haben jeden Tag Sex.«

Ganz früher hatten Noah und ich uns manchmal die Faust hin-

gehalten und gesagt: »Wonach riecht das?« Dann hatte man antworten müssen: »Nach Friedhof.« Gerry Harpers sehnige, harte Hollywood-Faust roch nach »Strafe«. Nach Strafe für das ganze irreversible Glück, das der junge Noah Forlani als Sohn des alten Schloimel schon immer gehabt hatte. Er konnte sich fast alles und fast jeden kaufen – bis auf das richtige Loch, wie Tal »The Selfhater« an dieser Stelle einwerfen würde –, und er war mit Sätzen seines Vaters wie diesen aufgewachsen: »Hunderttausend Dollar sind besser als eine Million, mein Kleiner. Die Million liegt irgendwo herum, aber mit den Hunderttausend muss man arbeiten. Muss ich arbeiten, Noahle. Du geh lieber studieren, oder amüsier dich ein bisschen!«

Wer vom ersten Tag seines Lebens an umspült wird von einem solchen Liebes- und Geldstrom, wer eine solche Kindheit und Jugend geschenkt bekommt, der weiß nicht, was Unglück und Schmerz ist, und das empfindet er als eine große Gemeinheit. Wo ist Gerry, der durchtrainierte und unsentimentale Kalifornier, dachte Noah überglücklich, ich muss ihn suchen und ihm für den warmen, überraschenden Schmerz danken, den er mir mit seinem Schlag zugefügt hat. Und dann gehe ich mit Super-Golda in Solis Wohnung, und wir ringen ein bisschen.

»Wir sollten die Wunde sauber machen«, sagte Ethel.

Noah nickte.

»Und die Hand verbinden.«

Er nickte wieder.

»Ich wohne in der Wörther Straße, das ist gleich hier.«

Er nickte und sagte: »Bei mir ist es aber auch ganz bequem.«

Sie lächelten sich an. Das heißt, Ethel lächelte und Noah zog haifischhaft die Mundwinkel hoch.

»Was hast du eigentlich zu ihm gesagt?«, sagte sie.

»Würdest du in meinem Goebbels-Video spielen?«

»Das hast du zu Gerry Harper gesagt? Wirklich?«

»Nein, das sag ich zu dir.«

»Bist du in Israel verrückt geworden? Was für ein Goebbels-Video? Lebst du überhaupt noch dort?«

»Und wie«, sagte Noah. Dabei seufzte er wie ein Jecke, der seit August 1935 dreimal täglich auf die Hitze, die Stadtverwaltung, die Araber und die anderen Juden schimpft, während er im Café Mugrabi auf der Allenby jungen Frauen zwischen die Beine guckt.

»In Tel Aviv?«, sagte Ethel.

»In Herzlia. Herzlia« – wieder dieses Seufzen –, »Pituach«.

Inzwischen standen ein paar Leute um die beiden herum. Die Sorte »Nicht hässlich, aber auch nicht schön und trotzdem beim Film«, und wenn jemand Statisten für eine Stalingrad-Serie gesucht hätte, hier hätte er sie gefunden. Noah war die verklemmte deutsche Stimmung, die sich gerade über seinem niedergestreckten Körper ausbreitete, egal. Seit er in Israel lebte – und als Sohn eines menschenfreundlichen Vaters –, interessierten ihn ethnische Unterscheidungen kaum noch. Außer jemand war eine achtzig Kilo schwere ukrainische Nutte, die sich, damit es ihm richtig schön schlecht ging, auf seinen Brustkorb setzte. Die hatte er dann besonders gern.

Die Leute stierten ihn an und sagten nichts, Noah stierte genauso dämlich zurück. Dann drehten sich alle schnell weg, weil sie merkten, dass Ethel bei Noah stand, ihn verliebt ansah und seine blutende Hand streichelte. Die meisten dieser überempfindlichen neuen Deutschen, die für den Rückzug ihrer Soldaten aus Afghanistan waren und gegen die Neoprenburkas, in denen sich muslimische Mädchen immer häufiger in Berliner Schwimmbädern zeigten, hatten natürlich noch nie erlebt, dass jemand niedergeschlagen wurde. Und darum würden sie jetzt leiden. Sie würden am Ende dieser Neujahrsnacht bedrückt ins Bett gehen, sie würden bedrückt wieder aufstehen, sie würden denken, was für ein Scheißomen für dieses neue Scheißjahr. Und später würden sie sich lange an diese Party erinnern – die Walhalla Film feierte Silvester und eine neue Avid-Maschine, die automatisch alles, was witzig und jüdisch war, rausschnitt –, eine Party, bei der zuerst ganz lange nichts passierte.

Bis, ja, bis ein plötzlicher amerikanischer Gewaltausbruch gegen diesen dünnen hektischen Stotterer mit flaumübersäten mongolischen Wangenknochen sie daran erinnerte, dass das Leben doch nicht perfekt war. Palästina, Ruanda, Darfur, Schliemannstraße 12.

Gerry und Tal »The Selfhater« Shmelynyk waren natürlich verschwunden. Noah löste sich aus seiner Erstarrung und sagte zu Ethel: »Kann die Scherbe noch ein bisschen drinbleiben? Ich muss schnell was erledigen.« Er zog die blutende Hand weg, machte einen Schritt nach vorn und blieb wieder stehen. So männlich wie jetzt war er sich das letzte Mal in der Synagoge an Jom Kippur vor dreißig Jahren vorgekommen, als Rabbi Balaban uns angefahren hatte, wir sollten nicht reden. Worauf Noah laut stammelte: »Gott h-h-hört nur, was er hören will, Sie jeckischer Blödmann!« Und dreihundert Hamburger Juden, die sonst immer brav und still wie eine evangelische Sonntagsgemeinde in der kalten, weißen Fünfzigerjahre-Schul an der Hohen Weide herumsaßen und mit latentem Übelkeitsgefühl darauf warteten, dass Balabans lahmer Gottesdienst endlich vorbei war, applaudierten. »Wir verbinden die Hand später«, sagte Noah zu Ethel in der tiefsten Stimmlage, die er hatte. Dann rubbelte er vor allen Leuten ihre dicke, haarige Wange, als wäre sie ihr Allerheiligstes.

Ethel, die sofort Angst bekam, dass ihr in letzter Sekunde die Beute ihres Lebens entwischen könnte, erwiderte geistesgegenwärtig: »Aber ja. Jaja, gar kein Problem. Ich komm mit.« Sie hakte sich bei Noah ein, und Noah wurde von ihrem dicken Arm halb zu Boden gedrückt. »Soll ich dich tragen?«, sagte Ethel. Sie lächelte. Sie meinte es nicht ernst. Und sie wusste nicht, wie gern Noah Ja gesagt hätte – gerade heute. »Ich hab euch früher immer beim Sport zugeguckt«, sagte Ethel plötzlich, von ihren eigenen Worten überrascht, als sie im Treppenhaus auf den Fahrstuhl warteten. »Du warst immer der Schlechteste, das hat mir gefallen.«

»Ja, mir auch«, sagte Noah. »Leider mussten wir ohne euch Mädchen ringen.«

»Ihr hattet Ringen?«

»Ihr nicht?«

Gerry und Tal standen auf der Straße und rauchten. Tal, auch so ein Dünnling wie Noah, aber drahtig und furchtlos, grinste vor sich hin wie jemand, bei dem man nicht weiß, steht er unter Drogen, wartet er auf Drogen oder hat er mal im Gazastreifen einen zwölfjährigen Palästinenser umgelegt, weil der sein Magnum-Eis so bescheuert hielt, dass man denken musste, es sei ein Molotowcocktail, den er gleich gegen Tals Mannschaftswagen schleudern wird. Gerry lächelte nicht. Er trug in seinem jungen eckigen Crocodile-Dundee-Gesicht die antrainierte Ernsthaftigkeit eines Schauspielers, der zwar seine Drehbücher zuerst falsch herum hält, aber – weil er schon hundertmal im Leben Auf Wiedersehen zur geliebten Filmteam-Familie sagen musste – über eine emotionale Intelligenz verfügt, die man sonst nur von achtjährigen Scheidungskindern kennt.

Als die beiden Noah und Ethel aus dem Haus rauskommen sahen, nickten sie sich stumm zu.

»Hey, du Homo«, sagte Gerry zu Noah, »alles klar?«

»Klar, alles klar«, sagte Noah. »Aber ich bin kein Homo.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Gerry.

»Ja – leider.«

»Leider? Okay. Leider.«

Gerry sah Tal an, und der nickte wieder stumm, aber Gerry schüttelte – auch stumm – den Kopf. Tal grinste noch mal, jetzt nicht mehr so nervös. Es war das Grinsen eines Menschen, der etwas will, unbedingt will, und sich deswegen schämt, aber so sehr auch wieder nicht, denn er ist von der Richtigkeit seiner Forderung überzeugt.

»Frag ihn doch selbst«, sagte Tal zu Gerry. Aber Gerry zuckte wieder herrisch mit dem Kinn.

»Ich wollte nur ...«, sagte Noah langsam.

»Hör zu, Homo«, unterbrach ihn Gerry, »ich hab gehört, du hast ein paar ziemlich gute Ideen.«

»Ich wollte dir«, wiederholte Noah, »Danke sagen.«

»Danke? Wofür?«

»Ich hab Gerry von Goodlife erzählt«, sagte Tal plötzlich.

»Wirklich, Gerry«, sagte Noah, »das war ein super Schlag. Wow!«

Und dann, als ob er gerade aufgewacht wäre, fiel er sich selbst ins Wort: »Ach so, ja, Goodlife. Zurzeit denke ich viel über so ein ... Video nach.«

»Dritte Welt interessiert mich auch«, sagte Gerry und schnippte seine Zigarette weg. Sie trudelte durch die Luft auf die andere Straßenseite, wo eine alte Frau ein Fahrrad neben sich herschob, an dem zehn schmutzige Plastiktüten hingen. Sie hob den Stummel auf und rauchte ihn weiter, und als Gerry das sah, wirkte sein melancholisches Gesicht für eine Sekunde wie ein ausgewrungenes Handtuch.

Noah war die Szene natürlich egal. Das Unglück, das er mit eigenen Augen sehen konnte, interessierte ihn nicht, er stand nur auf medienvermittelte Dritte-Welt-Desaster. Allerdings hasste mein armer Noah nichts so sehr wie die Bezeichnung »Dritte Welt«. Wahrscheinlich auch deshalb, weil das wie »Drittes Reich« klang, aber sicher bin ich mir nicht.

»Gerry«, sagte er, »es gibt keine Dritte Welt. Sonst gäbe es ja auch eine Erste Welt. Und so arrogant wollen wir doch nicht sein. V-v-verstehst du?«

Gerry nickte und guckte jetzt so, als hätte ihm jemand seinen ungewaschenen Finger ganz tief hinten reingeschoben. Jemand? The Incredible Hulk. Mindestens.

So ging es weiter: Tal sagte, Gerry plane eine Doku im Michael-Moore-Stil, nur viel besser, über einen jüdischen Ex-Marine, der letztes Jahr im Sudan als UN-Beobachter von den Dschandschawid angeschossen, vergewaltigt und als Sexsklave durch die Wüste mitgeschleppt wurde. Noah sagte, das ist ja sehr interessant, ich plane gerade mit Goodlife eine Kampagne gegen Fettsucht an den Hamburger Schulen. Tal sagte, das ist was anderes, Blödmann. Gerry sagte, nein, lass ihn, Erste Welt, Dritte Welt, wo ist der Unterschied,

und er guckte so entspannt, als hätte Hulk den Finger wieder aus ihm rausgezogen. Tal grinste und nickte. Noah sagte noch mal, das ist ja sehr interessant. Tal sagte, Gerry braucht fünf Millionen, wir wollen in den Sudan und ein paar Szenen mit Jeff – Jeff Goldblum! – nachspielen, zum Beispiel, wie er die Fackel auf das christliche Hüttendorf wirft und Hora tanzt, während es niederbrennt und die Dschandschawid ihn dabei filmen. Stockholm-Syndrom, sagte Noah. Was soll denn das sein?, sagten Gerry und Tal gleichzeitig. Das ist, mischte sich Ethel ein, wenn sich Geiseln in ihre Geiselnnehmer verlieben oder umgekehrt, und sie presste sich noch enger an Noah. Wir dachten, sagte Tal, du könntest den Film finanzieren, Blödmann! Klar, sagte Noah, aber nur, wenn du für mich das Goebbels-Video drehst. Was für ein Goebbels-Video?, sagte Gerry. Ich spiele Joseph, wie er mit Magda im Bunker die Kinder vergiftet und dabei *Eine jiddische Mame* singt, sagte Noah, das gibt gleich tausend Nazis weniger in den Suburbs von Karl-Marx-Stadt. Tal sagte gedehnt, o-kay. Gerry sagte, bist du verrückt?! Und Noah sagte, nein, nein, bin ich nicht, und du, Gerry, spielst für mich den netten Herrn Rüstungsminister Speer, sonst rückt Goodlife keinen einzigen Dollar raus. (Das alles natürlich auf Englisch.)

Fühlte Noah sich in diesem Moment endlich mal wieder so, als hätte er zwei Eier, und zwar auch noch aus Stahl? Sorry, das war jetzt zu schnell. Ich habe ja noch gar nicht Noahs Ein-Ei-Drama erwähnt, das über uns kam, als Noah Mitte dreißig war und gerade Kind Nummer eins gemacht hatte. Diesen Angriff der Ewigkeit auf seine unewige Existenz hatte er damals wie einen Schnupfen abgewehrt. Vielleicht auch deshalb, weil wir alle, ihn eingeschlossen, zuerst nicht begriffen hatten, was los war. Ich machte Witze, Noah auch, und Schloimel Forlani, der zu der Zeit noch mehr oder weniger am Leben war, sagte zu Noah, als er ihn nach der OP in der St.-Jesus-Klinik von Professor Paulus am Innocentiapark besuchte: »So, mein Kleiner, jetzt weißt du endlich, wie es ist, wenn dir ein Deutscher dort unten reintritt.« Die kleine zielstrebige Merav nahm die

Sache als Einzige ernst, weil sie noch Kind Nummer zwei von ihm wollte. Und das hat Noah ihr sogar gemacht – mit einem Ei, fast drei Jahre später, aber ohne viel Liebe.

Nein, Noah fühlte sich in diesem großen Augenblick überhaupt nicht gut. Während er mit Gerry und Tal draußen auf der eisigen Schliemannstraße stand und redete, den Ethel-Urmacher-Koloss sicher im Schlepptau, während er so tat, als wisse er genau, was er von diesen beiden Kleingangstern wollte, und dabei ähnlich zufrieden guckte wie Schloimel Forlani zwischen Morgenkaffee und Morgenzeitung auf seinem Carrara-Marmor-Klo, während über ihnen die ersten Silvesterraketen explodierten, dachte er eigentlich nur an die Datei von *Shylock war hier*, und er hasste mich. Aber nicht dafür, dass ich seine Geschichte gestohlen oder erzählt hätte. Und auch meine Übertreibungen – Noah Forlani aka Itai Korenzecher dringt zu Prez Ahmadinedschad vor und überschüttet ihn mit Hühnerbrühe, Itai Korenzecher verschenkt alles, was er geerbt hat, an ein Slow-Sex-Institut in Dhaka, Itai Korenzecher schubst den Kantor von der Bima und singt tausend Hamburger Juden statt des Kol Nidre ein paar alte Songs von Joseph Schmidt und Heinz Rühmann vor, worauf ein Blitz in die Hohe-Weide-Schul einschlägt, Korenzecher verpasst und dem Kantor ein Loch in die Hose brennt –, ja, auch meine Übertreibungen fand Noah ziemlich genial. Na ja, halb genial vielleicht, aber immerhin. Und trotzdem hasste er mich, denn leider waren sie nicht von ihm.

Wie lange wollte Noah, mein Noah selbst diese Art von Buch schreiben? Nein, wie lange wollte er genau dieses Buch schreiben? Geplanter Titel: *XY* – den Namen für seinen Helden hatte er noch nicht – *und seine Fälle und Unfälle, von ihm selbst erlebt, überlebt und erzählt*. Noah hatte, bevor er in die Schliemannstraße gefahren war, bei mir zu Hause in meinem Computer gestöbert – mit den Büchern, Briefen und offen herumliegenden Manuskripten war er schon durch – und dabei die *Shylock war hier*-Datei entdeckt. Schon wieder selber schuld!

»Es könnten auch sechs Millionen werden, Blödmann«, sagte Tal »The Selfhater« Shmelnyk jetzt.

»Und es könnte auch sein, dass wir noch einen dritten Teil vom Goebbels-Video drehen werden«, sagte Noahs Mund ironisch, während sein Hirn sich zusammengog wie bei anderen Leuten der Magen, wenn ihnen übel wird. »Also, was ist, bist du dabei, Freund?«

»Bist du dabei?«, sagte Tal. »Sieben Millionen. E-uro!«

Und schon wieder rollte in Noahs kotzendem Gehirn die übliche Assoziationswelle. Zuerst sah er sich selbst, bei seinem allerersten Mal, als seine Mutter reingekommen war und gesagt hatte: »Ach, Noahlein, wie schön, lass dich nicht stören, mach nur weiter.« Drei Minuten später stand die dicke, einbeinige Thekla in der Tür. Sie flüsterte auf Bayerisch: »Deine Mutter hat gemeint, ich soll deine Bettwäsche wechseln, wenn du fertig bist. Und, Spatzl, bist schon so weit?« Also drehte er sich auf die andere Seite und verschob die Selbstentjungferung um zwei Jahre.

Dann sah Noah mich und Natascha Rubinstein in Auschwitz, April 1988. Er saß damals die ganze Woche an seiner Seminararbeit über Potenzstörungen bei der Second Generation, während Nataschale mir in Breslau, Warschau und Oświęcim ganz untraumatisiert die Kronjuwelen polierte und wir uns gegenseitig ewige Liebe versprachen. Noah hatte ihr auch etwas versprochen, kurz vor unserer Polenreise: ein Haus in Othmarschen, eine Finca in Palermo (gibt's so was überhaupt?) und eine Duplex-Wohnung im obersten Stock des Kolbo-Schalom-Hochhauses in Tel Aviv. Als Nataschale und ich aus Polen zurückkamen, hatte sie genug von meiner Selbstverliebtheit und dem ewigen Judengerede. Sie rief Noah an, und sie trafen sich, beide ziemlich unaufgeregt, vor Burger King auf der Mönckebergstraße, Nebeneingang für Türken und deutsche Islamkonvertiten. Als sie sagte, sie habe sich jetzt doch für ihn entschieden, sagte er: »Aber nicht mehr als zehntausend im Monat, Pupkale, ist das k-k-klar?« Und schon war sie verschwunden.

An diesem Punkt brach die Welle seiner trostlosen Assoziatio-

nen, Noah trudelte durch den weißen Schaum seines Minderwertigkeitskomplexes, und dann war Oxford dran, seine Ur-Niederlage. Jewish Studies, Wolfson College, morgens immer um sechs aufstehen, sechs Kilometer laufen im Park, acht Stunden Bibliothek jeden Tag, Punting am Wochenende und Saufen mit diesen englischen Juden, die alle wie Gaddafis Söhne aussahen, aber später Kibbutzmanager oder Volontäre in Jad Vaschem werden wollten. Leider war Noah nie bis Oxford gekommen. Er hatte es fest vorgehabt, er wollte es, wie er nie etwas gewollt hatte (außer einmal zwischen den Brüsten von Natascha Rubinstein zu kommen), und darum sagte er, dachte er, seufzte er, wenn ihm mal wieder etwas misslang: »Wär ich doch damals nach Oxford gegangen!« War ich in seiner Nähe, sagte ich: »Ja, und was wäre dann?« Und er sagte: »Alles genauso sinnlos. Aber ich hätte jetzt zumindest einen Master in-in-in ...« Ich guckte ihn mit meinem karubinerhaften Ei-dechsenblick an. »Bist du sicher?« Worauf er deprimiert den Kopf schüttelte.

Nein, Noah war nicht sicher. Armer Noah. Warum war nie etwas so, wie er es wollte? Warum wurde es nie so? »Vielleicht« – das hatte zum Schluss der käferartig hässliche Savionoli zu ihm gesagt, sein ungarischer Therapeut, den der sonst so menschenfreundliche Noah von der ersten Sitzung an hasste, da »dieser Psychomane, Klein-Noah-Manipulator und heimliche Pfeilkreuzler« ihm nie in die Augen schaute, auch nicht, wenn er ihm die Kleenex-Box reichte –, »vielleicht, weil Sie das Gelingen nicht wollen, Herr Forlani. Wie kommt eigentlich einer wie Sie zu einem italienischen Namen?« Noah hatte Savionoli danach sofort rausgeschmissen. Aber vorher hatte er ihm noch die Meinung gesagt. »Und übrigens finde ich«, stammelte er, während Savionoli ihm den Scheck für die nächsten zwölf Sitzungen, die nicht stattfinden würden, aus den Fingern zog, »dass ein Therapeut nie seinem Klienten raten sollte, seine Familie zu verlassen, Sie ungarischer Kinderhasser und Goj.« Trotzdem hatte der Kinderhasser natürlich recht.

Noah hörte immer kurz vorher auf, einen Flügelschlag bevor der Erfolg kam, der Umsatz, die letzte Seite, der Cumshot. Vor Goodlife hatte er am Anfang der Israelzeit in ein Streckbankstudio in Neve Zedek investiert. Damals lachten noch alle in der Cantina über ihn, auch wenn er da war, und über seinen Studiochef Uri (oder Uzi oder Udi), der nach drei Jahren Indien einen Bart bis zum Bauchnabel hatte. Denn damals hielten alle Pilates noch für eine besonders großflächige Perforierung weiblicher Oberschenkel oder für einen römischen Provinzgouverneur in Palästina in der Zeit von Joschua ben Josef. Als aber nach zwei trostlosen Jahren, in denen Noah alle paar Monate von seinem geheimen Bordellkonto Notüberweisungen an die Bank machen musste, bei Pilatus Pilates Pilati kein Termin mehr zu kriegen war, als sogar ich, obwohl ich nach jeder Stunde auf Uris Streckbank drei Tage Migräne bekam, bei jedem Israelbesuch unbedingt in Neve Zedek vorbeischauen musste, verkaufte Noah PPP. »Warum hast du das gemacht, Noahle, willst du nicht selbst auch mal etwas verdienen?« Das war ich, fast schon wütend. »Hast du endlich mein Drehbuch fürs Goebbels-Video gelesen?« Das war er, leicht abwesend, und es klang nicht wirklich nach einer Antwort. »Ach so, Scheiße, ich hab's ja noch gar nicht fertig geschrieben! Ich hab's aber bald, mein lieber Karubiner, und dann kriegst du es natürlich als Erster. Woran arbeitest du gerade?« Ich sagte, ich hätte ausgerechnet am Jom Haschoa den zweiten Teil meiner Anti-Familien saga *Die Rubinens* beendet. »Wie viele Seiten?«, sagte er. »Achthundert und ein paar Zerquetschte«, sagte ich so cool-uncool, wie es nur ging. Er pfiß leise und guckte süß und neidisch.

Zurück in die eiskalte Schliemannstraße. Oben flogen immer noch Silvesterraketen durch den orangegrauen Berliner Stinkhimmel und knallten trocken, während unten hart weiterverhandelt wurde. Tal wollte inzwischen acht Millionen für Gerrys Darfur-Film, und wie viel er davon für sein eigenes Gaza-Projekt behalten würde, sollte nie jemand erfahren, nicht einmal Gerry. Noah sagte wieder »Ja, aber«, Tal

sagte wieder gedehnt »O-kay«, und plötzlich war auch Gerry einverstanden. Er würde also im Goebbels-Video den Kriegsminister und Unschuldswitzbold spielen, von Noah meist französisch Albért le Speer ausgesprochen, und zwar, wie der in den Bunker reinkommt und die Goebbelskinder eins nach dem anderen umkippen sieht, und dann singt er: »Sorry, ich hab mich in der Tür geirrt und im Führer auch.«

Wahnsinn, ist das nicht ein Wahnsinn?, sagte ich, als Noah mich am übernächsten Tag in Prag anrief und ich noch nicht wusste, was sonst alles in den letzten achtundvierzig Stunden in Berlin passiert war. Ja, Wahnsinn, entgegnete er deprimiert.

Ich wiederhole: Der Gerry Harper, dessen Bronco-Bullet-Filme seit Jahren so populär waren wie früher Gladiatorenkämpfe, beim Volk und beim intellektuellen Nichtvolk, dieser neue, leicht beschränkte kalifornische Alleskönner, der in den letzten beiden Tarantinos als einziger Protagonist alle Massaker überlebte, der Freund von Owen Wilson und Senator Kennedy, er würde tatsächlich in Noahs Goebbels-Video mitspielen. Aber Noah konnte sich nicht freuen. Erstens: weil er schon wieder jemanden kaufen musste, diesmal mit acht Millionen, also fast der Hälfte seines von Schloimel geerbten Schatzes. (Warum, zischte N. dann noch arrogant ins Telefon, macht nicht einer von den Schleimern da draußen mal etwas umsonst für mich, warum sagt keiner, gute Idee, guter Typ, überwältigende Ausstrahlung und wahrscheinlich zwei Eier?) Und zweitens – Dr. Savionoli, der Psychomane, hatte es schon gesagt – fühlte sich Noah kurz vor einem Erfolg immer so gut wie ein iranischer Drogenschmuggler, den sie auf dem Marktplatz von Isfahan mit verbundenen Augen und vollgepinkeltem Pyjama auf diesen haushohen Baukran hochziehen, um ihn danach mit einem Strick um den Hals gleich wieder runterfallen zu lassen.

Bei mir selbst nannte ich diese Art von Gefühl präkoitale Depression. Bei Noah war es das Entsetzen darüber, etwas geschafft zu haben. »Wenn etwas geschafft ist, Herr Forlani«, sagte Savionoli, nachdem Noah ihm einen zweiten Scheck für seine Diskretion ge-

geben hatte, »kann man von nichts mehr träumen, wenn man so ein Luftmensch ist wie Sie. Sehen Sie mich an: Ich bin einfach nur froh, dass Sie nie wieder meine Praxis, dieses Buda und Pest meines Herzens, vollstinken werden. Und jetzt raus hier, Sie Ungoj. Kezet csókolom!« Daraufhin war es Noah kurz sogar richtig gut gegangen.

Wo sollte das Goebbels-Video eigentlich laufen? Bestenfalls auf seiner neuen Seite im Internet. Sonst kam ja nur noch das Gaza-Filmfestival infrage. Den ersten Goebbels-Film – *Dr. Josephs Studienjahre* – hatte Noah zusammen mit Awi Blumenschwein (eigentlich Awigdor Blumenstein) und dessen 5000-Euro-Nikon bei Awi im Büro, im Badezimmer und im geheimen SM-Raum von Awis Eltern abgedreht. Zuerst saß Noah, der auch hier schon den Dr. Joseph Goebbels spielte, am Schreibtisch und diktierte der kleinen schielenden Schwester von Awi, die mit ihren Dreifachhüften wie Awi vor einer seiner Kürbisdiäten aussah, die letzten Zeilen von Goebbels' Roman *Michael*. Danach duschte Noah in einem silbernen Ledertanga, trällerte *Lili Marleen* und pinkelte kurz in den Abfluss, und der perverse Awi hielt die Kamera etwas zu lang auf den gelben Wirbel zwischen Noahs nackten Füßen. Zum Schluss die vorweggenommene Sportpalastrede in Papa Blumenschweins Handschellen und Ketten. Ich: »Was soll das, Noahle?« Er: »Frag ich dich, warum du in deinen Büchern Witze über die Unbeschnittenen machst, Karubiner? Warum hast du zum letzten Kant-Jubiläum in der New York Times geschrieben, alle deutschen Intellektuellen seien Chaoten? Du, der Autor von *Post aus dem Holocaust*, erkundigst dich nach dem tieferen Sinn von IRGENDWAS?« Ich: »Schon gut.«

Auf Noahs Internetseite – www.Goodlife.co.il – konnte man alles Mögliche machen und sehen. Zum Beispiel zusammen mit computernimierten uigurischen Bauern ihre sehnigen Bergziegen melken. Je weniger man von dem weißgelben Rinnsal aus diesen lebenden Kadavern herausbekam, desto mehr E-uros (wie Tal es aussprechen würde) musste man auf das Konto von Save Uiguria überweisen. Der Link blinkte dunkelrot, und es tropfte aus ihm virtuelles Uigu-

renblut. Oder es gab die neuesten Nachrichten aus dem Amazonas. Wann immer dort ein Baum fiel, machte es klack. Wer hier zu lange hängen blieb, konnte nachts nicht mehr einschlafen, weil er ständig das Geräusch des sterbenden Regenwalds hörte. Klack, klack, klack. Neben Noahs persönlichem Blog – Überschrift: *Alles, was auch dir wehtun würde*, worunter er Meldungen über Frauenbeschneidungen, Massen-Phimose und Gangbangübergriffe auf deutsche Neonazis sammelte –, gab es drei Calypsolieder umsonst zum Herunterladen, die Noah mit den Jajahwes, unserer alten ZJD-Band, in einem Studio in einer offengelassenen Moschee in Jaffa aufgenommen hatte, auf Jiddisch, mit jamaikanischem Akzent. *Mathildele*, *Oj Angelina* und *Coconut Diaspora*.

Und dann war dort auch der erste missglückte Doc-Joe-Film. Doch den hatten nur hundertundzweiundfünfzig Leute gesehen. Wenn die gewusst hätten, wie es mit Noah weitergehen würde, hätten sie sich ihre kranken Kommentare vielleicht gespart. »Eine einzige atonale Scheiße! Und eine Beleidigung für alle Opfer russischer Massenvergewaltigungen. AH« Oder: »Hier, Forlani, ein geladener Revolver. Nehmen Sie ihn, gehen Sie ins Nebenzimmer und seien Sie ein Mann.« (Dieser witzige Zweizeiler stammte von mir.) Oder: »Noah Forlani, du musst nur sagen, dass du an die Allmacht Allahs glaubst, und dreimal den Namen des Propheten aussprechen, ohne dabei zu jiddeln, und schon gehörst du zu uns. Islamisches Zentrum, Neu-Ulm.«

»Wir sollten aber bald drehen«, sagte Gerry. »Noch eine Woche Berlin und ich träume auf Deutsch. Ich hätte morgen zum Beispiel eine halbe Stunde Zeit.«

»Hahaha!«

»Hahaha?«

»So lange werden wir nicht brauchen.«

»Im Ernst?«

»Ich lüge nie«, sagte Noah, »nur w-w-wenn es sein muss.«

(Sie redeten natürlich immer noch englisch.)

Der dünne Tal summte ironisch die ersten Takte von *The Star-*

Spangled Banner, brach hustend ab und verdrehte die Augen, aber das konnte in der Dunkelheit keiner sehen. Er steckte sich eine Zigarette falsch herum an und spuckte sie fluchend aus. Dann nahm er eine neue und rauchte sie mit tiefen, hungrigen Zügen.

»Los, pitch mich«, sagte Gerry. »Worum geht's in deinem kleinen Film überhaupt?«

»Das erfährst du erst nach dem Dreh«, sagte Noah.

»Jetzt komm schon. Nur die Zusammenfassung. Oder hast du es mir schon erzählt?«

»Ich kann mich nicht konzentrieren. Sorry, Gerry. S-s-sorry ...«

»Was? Du hast das auch?«

»Was ›das‹?«

»ADS«, sagte Gerry. »Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom.«

»Sag das noch mal.«

Gerry guckte ihn an, als hätte er ihn nie vorher gesehen. Seine großen schwarzen Augen sahen aus wie die Augen einer Mangafigur.

»ADS«, sagte Ethel. »Man stirbt nicht daran – aber es nervt.«

»Genau. Woher weißt du das?«

Noah, der Ethel vergessen hatte, drehte sich viel zu schnell zu ihr herum. Aber Ethel, groß und schwer wie die Venus von Milo, sog, statt vor Schreck zusammenzuzucken, nur etwas zu laut ein bisschen Luft durch ihre Zucchiniase ein. Solche Nasen sieht man sonst auf den Keiltafeln von Ninive, dachte Noah erstaunt, und sie gehören immer nur Männern. Sehr interessant. Und was dachte Ethel? Er starrt. Der Kleine starrt mich an wie ein russischer Jude die Klagemauer, ich sollte zurückstarrten, wenn mein individuelles Rückkehrprogramm Erfolg haben soll. Dann spürte sie, wie jemand eine festgezogene Schraube in ihr löste. Zwanzig Jahre, in denen sie dem Traum von der Mischehe nachhing, waren plötzlich genug. Was hatten diese großen humorlosen deutschen Männer von ihr gewollt? Vaters Geld vielleicht? Oder einmal in ihr jüdisches Krötengesicht spritzen und sich danach so schuldig fühlen wie ihre Väter und Großväter?

Ethel wusste natürlich, dass sie nicht schön war. Sie wusste aber

auch, dass Menschen wie sie an Ausstrahlung gewannen, wenn sie sich hässlicher machten. Sie schnaubte wieder, jetzt lauter. Sex war Macht. Zumindest, wenn man wie sie einen kleinen, süßen Mann wie Noah aus der 8b hochheben konnte. Wie wäre es, wenn ... Der Gedanke kam ihr ganz plötzlich, und ihr fiel ein, wie Noah vorhin ihre haarige Wange gestreichelt hatte, als wäre sie ihre Punani. Sie schnaubte wieder und legte den Arm so fest um ihn, dass er husten musste. Wie wäre es, wenn ... Familie, Kinder, ewiger Streit, Leben und Denken von der Hand in den Mund. Ich, die hässliche Kröte, endlich der Chef.

»Mach dir nichts draus«, sagte sie zu Noah. »Besser als JSS.«

»Was ist denn das?«, sagte Gerry. »Jüdisches Selbsthass-Syndrom?«
Er grinste stolz.

»Das hab ich mir ausgedacht, Zeitlupe«, sagte Ethel, »um meinen Jugendfreund hier zu beruhigen.«

Gerry hörte sofort auf zu grinsen, und Tal fing wieder an, leise etwas zu summen. Er wurde rot, was wieder keiner sehen konnte, und machte ein paar mal ein Geräusch wie ein Deutscher, der lacht oder niest. Noah hatte wie immer nicht zugehört.

»Hattest du das damals auch schon, Noahlein?«, sagte Ethel.

»Was?«

»Na ja, dieses ... Unstete.«

»Es ist nicht meine Schuld, ich hab zu wenig Mikronährstoffe«, antwortete er und bückte sich innerlich, also dort, wo es zählte. Und dann spielte er mit singender Kinderstimme wieder 8b: »Frau Albus, Frau Albus, es tut mir leid, meine Eltern haben heute Morgen vergessen, mir meine Ritalinportion in den Tee zu kippen. Ich find's ja auch nicht gut, dass ich beim Diktat immer dazwischenrede.«

»Die Frau Albus?«, sagte Ethel. Sie lachte leise.

»Ja«, sagte Noah, »Deutsch, Geschichte, Sport.«

»Hallo«, sagte Gerry.

»Ja?«

»Hallo, ich bin vielleicht auch noch da?«

Noah hatte aber wirklich keine Lust mehr. Er hatte es geschafft, sie würden das Video drehen, egal, was es kostete. Was war die nächste unmögliche Idee, mit der er alle nerven konnte? So ein Triumph schmeckte jedes Mal wie der kalte, ungesüßte Pfefferminztee, den Thekla fast fünfzig Jahre lang zum Abendbrot gemacht und den bis auf seine debile Mutter nie einer getrunken hatte. »Ich muss jetzt. Wir telefonieren. Ruf mich an, wenn du bis zehn zählen kannst.«

»Wie? Ich soll dich anrufen?« (Gerrys amerikanischer Eishockeyspieler-Bariton.)

Du sollst mir noch mal so richtig schön eine verpassen, dachte Noah, bestimmt geht's mir danach besser. Er zog flehend die Augenbrauen zusammen. »Na gut«, sagte er, »gib meiner Jugendfreundin hier deine Nummer. Ich bin gerade nicht so gut drauf.«

»Und mein Agent ruft dann ihren Agenten an?«

»Du kannst ja witzig sein, Zeitlupe«, sagte Ethel.

In der Sekunde fing es zum Glück wieder an, aus Noahs verletzter Hand zu tropfen. Die kleine dunkle Pfütze vor seinen Füßen sah zuerst wie ein Herz, dann wie Afrika, dann wieder wie eine Pfütze aus. Noah versank in Gedanken. Das war wahrscheinlich das Einzige, was er wirklich gut konnte. Eben noch hier, einen Gedankenfetzen später schon auf dem Noah-Planeten. Dort lebte er die meiste Zeit, zufrieden und unzufrieden, zusammen mit seinem Charme, seinem Neid und seinem schlechten Gewissen, und es gab eine Videokamera, die filmte, was er tat. Aber wer stand hinter der Kamera? Jemand, der alles sah. Die alles sah. Die abends kalten Pfefferminztee trank und ihrem Sohn beim Masturbieren applaudierte. Noah berührte kaum den Boden, so leicht war auf einmal alles, so sinnvoll, und er freute sich auf ein paar Runden mit Super-Golda auf meinem Futon.

»Kannst du mir noch eine runterhauen, Gerry?«

»Was, du Homo?«

»Ach nichts, das war nur ein Witz.«

Noah macht sich Sorgen

Meine Mutter verschwand, als ich 40 war. In dem Alter war Abel schon tot, glaube ich. Sie ging zum Vater meiner Schwester zurück, den sie das letzte Mal in Moskau im Dezember 1960 gesehen hatte, in der Gorkistraße, ungefähr um acht Uhr früh. An der Hand hatte sie viel zu fest ein genervtes dreijähriges Mädchen gehalten, das zwei schwarze Zöpfe und zwei schwarze Augen hatte und ein kleines schwarzes Herz, das es niemandem zeigte.

Das Mädchen ahnte, was kommen würde. Ein halbes Jahr später stiegen meine Mutter und sie in Prag aus dem Flugzeug und gingen über das brüchige Rollfeld von Ruzyně auf das Flughafengebäude zu. In der Glastür stand mein Vater (der damals noch nicht mein Vater war), und als meine Mutter ihn sah, sagte sie zu meiner Schwester: »Schau mal, da ist dein Papascha!« Serafina öffnete die Arme und, ohne dass es jemand sehen konnte, ihr Herz. Und obwohl sie es mit ihren dreieinhalb Jahren besser wusste, rannte sie zu diesem kleinen, fremden, nervösen Mann mit der bronzefarbenen Huzulenhaut und den bösen Geheimratsecken. Sie sprang an ihm hoch wie ein Hündchen, und nach dem dritten oder vierten Mal beugte sich mein Vater (wusste er da schon, dass er mich wollte?) endlich zu ihr hinunter und nahm sie in den Arm, und beim Versuch, sie auf die Wange zu küssen, küsste er sie auf den Mund. Was ist der Unterschied zwischen einer Adoption und einer Lüge? In Serafinas Fall eine überflüssige Frage, denn sie haben ihr nie gesagt, dass ihr richtiger Vater die Null Valja Wechsberg war, der Sohn des großen Spions Mel Wechsberg. Und als sie es endlich erfuhr, nachts um drei am Telefon von Valjas bestem Freund Kostja Kostos, dem Sammlersohn, schlug ihr großes schwarzes Herz ein paarmal im falschen Takt, aber danach war fast alles wieder okay.

Meine Schwester Serafina – emphatisch und launisch, intelligent, aber nicht sehr intellektuell, verfressen wie Ethel Urmacher und immer genau fünf Jahre älter als ich – ging ausgerechnet am 9. November 2003 zusammen mit meiner Mutter zu Valja Wechsberg zurück. Diese dicke selbstverliebte Zwiebel (sie nennt mich übrigens Karotte, raten Sie mal, warum) schickte mir, statt Bye-bye zu sagen, nur von ihrem Blackberry eine von ihren witzigen Nachrichten: »Bin weg, wahrscheinlich Miami. Wenn es mir dort besser geht als in den letzten 50 Jahren, hol ich dich nach. Wie fändest du das, kleiner verwöhnter Original-Karubiner? Dann hättest du auch mal einen Vater, der nicht dein Vater ist.« Und Mama? Die überreichte mir bei meinem letzten Besuch in Hamburg mit russischer Pathos-Miene eine Tupperwarebox mit Erdbeeren, als wären sie alter Familienschmuck, gerettet vor der Gulag-Leitung und gierigen Mithäftlingen auf Kamtchatka in Großvaters Verdauungssystem. »Die mochtest du immer so gern, Solitschka«, sagte sie. »Die mochte ich noch nie, Mamascha«, sagte ich. Sie fing natürlich sofort an zu heulen. Wahrscheinlich dachte sie an die Abertausenden von Erdbeeren, die sie für mich seit meiner Geburt gewaschen, geschnitten und gezuckert hatte, und plötzlich war alles umsonst, denn ich hatte sie angelogen, ich hatte immer nur so getan, als ob. »Warum hast du dich nie beschwert?«, sagte sie. »Hab ich. Du hast es nicht gehört.« Sie schüttelte, so selbstgefällig wie nur Steinböcke es können, den Kopf. Dann ging meine winzige grauhaarige, silberäugige Mutter ins Schlafzimmer zu ihren Koffern und enttäuschten Hoffnungen zurück und packte weiter ihre Mandelstam-Bücher, Mandelstam-Poster und Mandelstam-Handtücher zusammen. Ich glaube – ich hoffe –, diese Szene hat es ihr leichter gemacht, mich mit meinem Vater alleinzulassen.

Noah konnte meinen Vater natürlich nicht ausstehen. Er nannte ihn immer nur bei seinem Namen – er sagte nicht »dein Vater« oder »dieser Idiot« –, er sagte »Wowa« oder »Wowa Mendelewitsch« oder, wenn er ihn richtig bescheuert fand, »K-k-karubiner«. Ging es um

seinen Vater, sagte er auch bloß »Schloimel«, also bedeutete das erst mal nicht viel, denn ich habe selten, nein, ich habe überhaupt noch nie jemanden gesehen, der den Menschenaffen, der ihn in acht bis zehn Sekunden gezeugt hat, so geliebt hätte wie Noah den riesigen freundlichen, arroganten Schloimel mit seinem kaputten Fuß. Und das trotz des Geldes, mit dem Schloimel ihn von Anfang an fertiggemacht hatte, trotz der tausend legalen und nicht ganz legalen Konten, die die Forlanis überall hatten, trotz ihrer sieben Pluto-Hotels in Tel Aviv, Bad Homburg, Quedlinburg, Cham, Prag, Hamburg-Harburg und Hamburg-Wilhelmsburg, trotz der hässlichsten New-Brutalism-Bürohäuser von ganz City Nord, die jeden Monat so viel Gewinn abwarfen wie ein afrikanischer Kleinstaat Schulden machte, trotz der Tennis- und Polostunden, die Schloimel seinem Noah seit der Bar-Mizwa bezahlte, ohne dass der je hingegangen wäre, trotz der geheimen Bordellkasse, die er für ihn an seinem sechzehnten Geburtstag eingerichtet hatte. Ja – Noah liebte seinen Vater trotz und nicht wegen des ewigen Geldstroms, gegen dessen Fluss selbst Schloimel am Ende so wehrlos war wie die Palis gegen die hübschen weißen jüdischen Siedlungen von Judäa und Samaria, und wenn es schon sein musste, wenn er unbedingt Isaak und Abraham spielen sollte, dann war Geld das Einzige, was Noah dem großen Gangster und Menschenfreund Schloimel verübelte. Toll, nicht wahr? Nicht jeder hat einen so moralischen Freund wie ihn. Hatte, meine ich.

Und was nervte Noah an »K-k-karubiner«, an meinem Zehn-Sekunden-Papá? Einmal – ich glaube, es war in Italien, 1985, in Punta del Giorno – stellte sich Noah auf den Tisch, um mich aufzuklären. Er ballte die Faust, zog sein rosa Strandhöschen hoch (damals noch nicht von Dries, sondern wahrscheinlich von Paul Smith oder, vergib ihm, Elohim, von Fiorucci), und dann ging es los. »Jetzt weiß ich, warum du so eine arme Sau bist«, sagte er, und er sprach »Sau« wie Thekla mit weichem bayerischen »S« aus. »Der eiskalte Wowa hat dich auf dem Gewissen! Wenn ich als Kind zu Hause so viel

Angst gehabt hätte wie du ...« Ich unterbrach ihn: »Dann wärest du heute nicht so faul, Mäuschen. Dann hättest du, so wie ich, vor tausend Sachen Angst, zum Beispiel davor, dass du nie etwas schaffst, dass du nie selber mal jemand sein wirst, dass du nie genug Geld zusammenkriegst, um von zu Hause wegzugehen.« Ich sah Noah in die verschwommenen, stierenden Augen, von unten nach oben, denn er stand immer noch – jetzt bin ich mir sicher – auf diesem wackeligen Hotelschreibtisch in der Albergo Rossi, und dabei grinste ich idiotisch. Die riesige englische Kuh, die auf unserem Bett saß und versuchte, sich die Zehen rot zu lackieren, aber wegen ihres Bauchs nicht richtig herankam, schaute uns verliebt an. »Wer will denn überhaupt ausziehen?«, sagte Noah. »Genau!«, kreischte ich, »genau!« Die Engländerin stellte deprimiert den Nagellack wieder weg, zog das Flintstones-T-Shirt über ihren Riesentitten glatt und fing an, vor Aufregung schwer zu atmen. »Hör zu«, sagte Noah, »dein Alter ist doch selbst als Kind so geprügelt worden, wie-wie-wie ... wie Spartacus vor dem Aufstand.« Ich fing an, künstlich zu lachen. »Wie Spartacus vor dem Aufstand?! Tolles Bild, du Schriftsteller! Oder eher wie Nero vor dem Brand Roms? Oder wie Jesus vor der Kreuzigung? Ich hoffe, in deinem Roman gibt's noch mehr von diesem Scheiß! Satire, mein lieber Forlanicus, auch wenn man sie nicht wollte, kommt ja immer sehr gut an. Hast du eigentlich heute Morgen geschrieben, du Nichtswürdiger?«

Es waren, wie ich sagte, unsere ersten Wir-schreiben-jetzt-beide-einen-Roman-Ferien. Aber wer hätte voraussehen können, dass wir die meiste Zeit im Strandcafé herumsitzen oder mit Guinevere, der britischen Gulliverfrau, Fangen spielen würden? Wir selbst. Einmal – es war unsere einzige literarische Leistung in drei Wochen – fuhren wir zum Amphitheater von Cagliari und marschierten in geisteskranker Hitze im Kreis herum und sangen unsere Version eines berühmten deutschen Lieds: »Und wenn der Führer auf dem Hochstand sitzt und Rebbe Goldzahn an ihm vorüberflitzt, ja, dann ist alles klar, SA applaudiert!« Noah las morgens, wenn jeder

sein Pensum erfüllen sollte, italienische Pornocomics – »Scopami! Che bel culo! Più profondo!« –, und beim Mittagessen fragte er mich mit neidischem, aber nicht unsympathischem Harpo-Marx-Lächeln, wie viel ich schon geschrieben hätte. Was sollte ich sagen? Ich schrieb auch nicht – aber nicht, weil ich wie er faul gewesen wäre. Ich war zu aufgeregt. Ich spürte, dass ich es konnte, dass mindestens zehn Bücher in mir steckten, zehn große, grelle, komplizierte, schrecklich ernste Bücher, und neun handelten von Wowas kleinen und großen Verbrechen in Moskau und Prag. Als ich genau das Noah sagte, machte ich ihn zuerst glücklich. Sehr glücklich. Ich war also auch nicht besser als er, ich hatte auch eine Ladehemmung! Aber weil er mich so liebte und weil er der Sohn von Holy Schloimel, dem Gangsterphilosophen, war, und weil wir beide nicht ahnen konnten, dass sich eines Tages die Sache mit Nataschale Rubinstein und mir zuspitzen und Noahs sexuelle Entwicklung mehr bremsen würde als die prügelnden polnischen Kinderfrauen, kletterte mein Noahle an diesem allerletzten Sardinientag auf den Tisch. Er war Lenin, der Tisch war der Panzerwagen, und mein Vater war die ganze Zarenfamilie. Nein – eher Jossif Wissarionowitsch Stalin.

»Du lesensunwerte Kreatur!«, schrie Noah und presste die Faust so fest gegen die Stirn, dass sie kurz rot wurde. »Dass ich nichts hab, ist doch egal. Es ist mir egal, und es ist Schloimel egal, und meiner schwachsinnigen, allgegenwärtigen Mutter ist es sowieso egal. Ich muss nur genug essen, verstehst du, ich muss regelmäßig verdauen und meine junge Prostata dreimal am Tag per masturbationem durchpusten, und dann sind sie glücklich, das reicht den alten Forlanis schon. Weil sie mich lieben. Aber der eiskalte Wowa liebt dich nicht. Der liebt niemanden. Wie war das? Babuschka Karubiner hat die Familie mit Import–Export ernährt? 1935? Im Jahr acht nach dem Ende der NEP? Und weil es auf dem Schwarzmarkt in Kapustowo hundert Dosen eingelegte Gurken zum Kaufen und Weiterverkaufen gab, ist die alte Gurke bei minus zwanzig Grad auf einem offenen Lastwagen nach Kapustinograd gefahren

und hat sich dabei die usbekische Todesgrippe geholt, worauf Klein-Wowa arme Halbweise wurde und ein von seinen sieben Makkabi-Brüdern misshandelter Hund ohne Liebe? Na ja« – er räusperte sich ironisch –, »wahrscheinlich stimmt das sogar, mein geliebter Soltshik. Und genau das ist dein Problem.«

»Ich weiß, was mein Problem ist«, sagte ich. Es war August 1985, nicht November 2003, und ich ahnte noch nicht, dass Monate und Jahre kommen würden, in denen ich ausgerechnet mit Papascha allein bleiben würde, sonst hätte ich natürlich etwas anderes gesagt. »Mein Problem ist mein Charakter, das hat nichts mit ihm zu tun – höchstens genetisch.« Noah verdrehte wegen meiner offensichtlichen Blödheit die Augen, kletterte vom Tisch runter und strich mir durchs verschwitzte Haar, von dem ich damals noch ziemlich viel hatte. (Ich trug es wie Wowa auf seinen Prager Jugendfotos oben lang und im Nacken militärisch kurz ausgerasiert, aber ich sah auch ein wenig wie Jabotinsky in seiner weißrussischen Phase aus.) »Ich will, dass du glücklich bist«, fauchte er mich an, »ich will einmal m-mit ihm reden.« »Warum stotterst du?« »Weil ich aufgeregt bin.« »Und worüber willst du mit ihm reden?« »Über deine Schreibblockade.« »Ich hab keine Schreibblockade, ich hab bloß noch nie was geschrieben.« »Genau.« »Genau was?« »Vielleicht g-g-gönnt er's dir einfach nicht.« »Ach so? Wir machen Ferien, wir sind Anfang zwanzig, also mach kein Drama.« »Warum hat er nur unter den Kommunisten Karriere gemacht? Warum gibt's kein Buch von ihm, das die Leute heute lesen wollen?« »Du spinnst.« »Das werden wir sehen.«

Ich seufzte und machte ein Geräusch wie ein Fahrradreifen, aus dem Luft entweicht. Und ich dachte an die Geschichten, die meine Eltern immer erzählten: Goldstücker beim Kafka-Kongress auf Schloss Liblice 1963, wo er versuchte, einem holländischen Germanisten die Pilsener Haggada seiner Großtante Sura und Rabbi Löws angeblichen Siddur anzudrehen. Kundera, der beim Chinesen in der Vodičková Mama auf die Toilette folgte und ihr dort seinen Schwanz zeigte. Havels Krawattensammlung, zusammengeklaut in

Pariser Kaufhäusern, und seine verschwiegene Mitgliedschaft im Opus Dei. Da war mir mein glatter, harter, im Angesicht wichtiger Menschen verpuffender Vater wirklich lieber! Na und, dann hat er eben für den StB Berichte geschrieben über die anderen Kulturanten (altes, abfälliges Wowo-Wort), mit denen er nachts im Keller des Nachtclubs Narcis zwischen Parteichauffeuren, syrischen Geldwechslern und slowakischen Zigeunernutzen saß! Wahrscheinlich waren das sogar seine besten Texte, inspiriert vom Glauben an das ewige Glück, das käme, nachdem Gottwalds Thermoskannenkommunismus mithilfe der StB-Gorillas durchgesetzt wäre, die klassische jüdische 20.-Jahrhundert-Fantasie eben.

Ich schweife ab – aber auch nicht wirklich. Sonst würde ich noch viel genauer auf Papaschas fünfzehn Jahre in Bergedorf, im Hilda-Monte-Weg Nummer 9 oder 19, zu sprechen kommen. Immer mittwochs und freitags, von zwei bis drei, lag er im Bett in der dunklen, nach Zigaretten und Sagrotan stinkenden Neubauwohnung einer mir unbekanntes deutschen Zahnärztin, die am Ende dieser angeblich reinen Sexgeschichte (so Papascha weinend zu Mamascha, kurz bevor sie zu Serafinas Vater zurückkehrte) mit aufgerissenen Schlaftablettenaugen und ohne Puls auf dem kalten Küchenboden gefunden wurde. Nur an diesem einen Freitag kam er nicht, weil am Donnerstag davor der Exfreund der Zahnärztin bei uns zu Hause anrief und sagte: »Sie kennen mich nicht. Aber ich kenne Sie aus den Erzählungen von Ingrid. Die arme Ingrid. Als hätte sie in ihrem Leben nicht genug Tabletten geschluckt! Ihr Mann, Frau Karubiner, will immer, dass sie sich die Augen zubindet und nicht redet, wenn er da ist – und das ist noch lange nicht alles.« Denunzianten, Ende der Abschweifung, werden in allen Systemen gebraucht, aber dass ein moralisierender, nachtragender deutscher Unmensch nicht merkt, wenn am Telefon statt meiner Mutter meine Schwester Serafina ist, die dann alles sofort herum erzählt, ist natürlich besonders unangenehm. Wie viele Jahre hätte der Telefontyp für seinen Anruf bekommen sollen? Achtundneunzig, ruhig mit Bewährung, aber in Abu Ghraib.

»Ich dachte, wir reden jetzt noch ein bisschen über Wowa den Schrecklichen«, sagte ich. Ich sprach ins Nichts. Noah hatte sich zu der englischen Meerkuh aufs Bett gesetzt, und sie machten Armdrücken. Er war ganz still, nur Guinevere wimmerte schön und leise. Ich erzähle hier keine Märchen. So war Noah immer schon – eben noch hier, dann wieder dort, und das konnte, wenn es nicht nervte, manchmal sehr unterhaltsam sein. Zum Beispiel, als er in seinem ersten Entführungsvideo aus dem Sudan – schwarz-weiß, mit Retro-Graufilter – so hektisch durchs Bild flatterte wie eine Fliege, die sich in einem Lampenschirm verfangen hat. Ich sehe noch immer jede Einstellung: Noah, der an die deutsche Regierung appelliert, umgeben von fünf tieftraurigen, tiefschwarzen Soldaten der African Union. Noah, der sich für seine Save-Darfur-Kampagne entschuldigt. Noah, der vor Todesangst weint. Und der dazwischen den alten Dschandschawid mit dem Mikrofon galgen in seinem übertriebenen US-Englisch davon überzeugen will, dass der seine geschwollene Prostata massieren soll, indem er sich wie ein Brahmanenfürst auf den Kopf stellt und die Arschbacken zukneift und öffnet. Als ich das Video das erste Mal sah und nicht wusste, was daran nicht stimmte, fragte ich mich, warum die Dschandschawid die letzte Szene nicht rausgeschnitten hatten. Dann dachte ich grinsend: weil sie stattdessen Noah, die ADS-Nervensäge, zusammen mit den anderen Geiseln geköpft haben, das machte bestimmt weniger Arbeit.

Also noch mal: Guinevere, die Meerkuh, saß im Schneidersitz im Zimmer 13 der Albergo Rossi auf unserem Bett, sie rollte glücklich die Augen und machte Delfingeräusche. Noah, der drei Kissen unter ihren gigantischen Ellbogen geschoben hatte, kniete ihr gegenüber. Sein auch damals schon ziemlich dünner, sehniger Prä-Yogi-Arm glänzte in den Hautfalten vor Anspannung. Er drückte, sie drückte ein bisschen stärker. Noahs Arm senkte sich, ihre große, weiße Hand umschloss immer fester sein braunes vorderasiatisches Pfötchen, und als sie ihn mit einem Ruck ganz herunterdrückte, sah Noah lüstern zu mir herüber und fuhr sich mit der glänzenden

Zungenspitze über die Lippen. (Das hatten wir ein paar Jahre später so ähnlich wieder in New York, die Stelle kommt vielleicht noch.)

Und dann? Dann dachte ich, okay, ich bin von meinem Vater geschlagen worden, aber er von den Kindermädchen. Der tolle Menschenfreund Schloimel hatte bestimmt gewusst, was los war, wenn er im Büro der Forlani Invest saß und Thekla und Noahs Mutter den kleinen Pischer den bösen, bösen Frauen überließen, so toll war er also gar nicht, er war also auch ein Wowa. Aber während Noah das Ross der Unterlegenheit ritt, hatte ich mich auf den Tiger der totalen Selbstständigkeit fixiert. Ich brauche dich nicht, Wowa! Ich kann alles allein, Wowa! Ich werde ein Buch über die Schläge schreiben, die du mir verpasst hast, K-k-karubiner! Es gab – da hatte Noah recht – allerdings einen Unterschied: Er musste nichts können, denn er wurde geliebt. Vernachlässigt, aber geliebt. Darum war es egal, ob er Angefangenes zu Ende brachte. Und darum konnte er, der Minderwertigkeitskomplex auf zwei Beinen, jetzt ohne jeden Selbstzweifel und schmatzend wie Fagin zu der Meerkuh sagen: »Du hast gewonnen, du herrliches fettes englisches Monster! Du bist wirklich sehr sportlich, weißt du das?« Guinevere legte sich wieder hin, verschränkte die Arme hinter ihrem Kopf und wartete. Er legte sich neben sie, drückte den Kopf gegen ihre Riesentitten, und sie lächelte, als wäre ich nicht da, ein postorgasmisches Lächeln. Auch als Noah gleich wieder hektisch aufsprang, lächelte sie weiter. »Ich bin im dritten Semester, Karubiner junior«, rief er mir zu. Ich weiß alles über die menschliche Psyche, sonst hätte ich gar nicht erst Psychologie gewählt.« »Das leuchtet ein«, entgegnete ich spitz. »Ich mach keine Witze«, sagte er. »Pass auf, dass du Ungeliebter nicht ewig ungeliebt bleibst.«

Noah, der später nicht mehr viel klüger werden würde, war sehr klug für sein Alter. Vielleicht konnte er also auch Dinge sehen, die erst kommen sollten. »Wirst du doch noch nach Oxford gehen, Liebbling?«, sagte ich, und genauso hätte ich ihm in den Bauch treten können. »Ja«, sagte er, »aber klar. Gönnst du es mir nicht?«

Doch – und wie! Aber leider täuschte er sich, statt Oxford machte er lange gar nichts, dann kaufte ihm Schloimel ein Psychologie-Diplom an der Hamburger Universität, dann kam Goodlife. Wie sollte ein Ahnungsloser wie er also wissen, dass es bei ihm und mir immer nur bergab gehen würde? Diese schreckliche Saunasache zum Beispiel, die Nemesis meiner Genesis oder so ähnlich, hat mein kluger Noah in diesem heißen vergeudeteten Sommer von Sardinien nicht vorausgesehen. Und auch nicht den Zerfall meiner hypertonenischen Familie. Hypertonisch, weil zu salzig im Verhältnis zueinander, zu aufgeputscht.

Als ich Noah am 6. Dezember 2005 – Serafinas Geburtstag übrigens – sagte, ich fahre nach Prag, sagte er: »Dann fahr ich nach Berlin und wohne bei dir in der Swinemünder.« Ich fand es nicht unlogisch. Wir liebten uns, aber wir mussten nicht immer zusammen sein. Zehn Monate später (und eine Woche bevor er mit Tal »The Selfhater« Shmelyk und Gerry in den Sudan flog) haben wir uns auch nur ganz kurz – zwanzig Minuten höchstens! – in der Torstraße gesehen, und merkwürdig war daran nicht, wie eilig wir uns Hallo und Auf Wiedersehen sagten, sondern die eine oder andere unnoahhaft kühle Zwischenbemerkung, die er machte – aber das wurde mir erst viel später klar, um genau zu sein, als Awi Blumenschweins erster irritierter Anruf aus New York kam.

Noah musste ins Berliner Goodlife-Büro, um mal wieder Geld zu verschenken und sich von seinen Angestellten erklären zu lassen, dass der Nachfahre von Jud Süß besser den Mund halten sollte. Er flog morgens um 6 Uhr 20 mit El Al nach Berlin, und nachmittags würde er über Amsterdam mit KLM wieder zu Merav und den beiden Mädchen nach Tel Aviv zurückfliegen, bevor es drei Tage später nach Khartum weiterginge. Für mich hatte er fast keine Zeit. Ich sollte nur bei Goodlife vorbeikommen, um ihm ein paar Bücher für diese Lilly Schechter zu geben, meine neue israelische Internetgeliebte, die immer nachts um vier mit mir chatten wollte und auf allen Fotos, die sie mir mailte, wie die Schwester einer Freundin meiner Exfreundin Oritele aussah, was ich aber leider zu spät bemerkte.

Noah saß in der Torstraße hinten in dem viel zu großen, kahlen Konferenzraum von Goodlife und ließ sich von seiner Bürochefin Knute (eigentlich Ute) für jedes Wort, das er sagte, auslachen. Noah: »Wir könnten die Uigurenkampagne auf Tadschikistan ausweiten.«

Knute: »Wie stellst du dir das vor, du Träumer?!« Noah: »Wie wär's, wenn wir *Coconut Diaspora* und *Oj, Angelina* auf der Goodlifeseite nur noch gegen Geld anbieten oder gegen Spenden für den Amazonas?« Knute: »Du bist nicht Bono, Noah Forlani.« Noah: »Ich kann ab Januar nicht mehr so viel Geld an euch überweisen.« Knute (jetzt ein bisschen traurig): »Na, das ist ja typisch!«

Vorne, an niedrigen kleinen, Tischen, saßen junge, nicht hässliche Frauen vor ihren aufgeklappten MacBooks, aber die meisten tippten nicht, sondern redeten leise in sie hinein. Das sah modern und interessant aus. Wann immer Knute Noah anbellte und er masochistisch-glücklich zurückwich, wurde das Computergirl-Gemurmel lauter. Dass die Girls über Skype, das Betrügerprogramm aus Skandinavien, umsonst mit Nairobi und Tokio telefonierten (so wie Lilly das Pferd und ich übrigens auch nie für unsere Cybersexspielchen zahlten), fand Noah genial. Er sagte, während wir rausgingen, wir beide müssten auch mal so was erfinden, dann würden wir richtig reich werden, vor allem ich, denn er sei es schon, und der Buddha-Deal sei nur der Anfang. Er sagte aber auch: »Zuerst die Menschheit, dann die Erweiterung des Stammkapitals.« Würde ich etwas ähnlich Blödes zu meiner Schwester Serafina sagen, käme nie wieder eine witzige SMS von ihrem Blackberry. Doch: »Zuerst aufs Klo gehen und dann Händewaschen, nicht umgekehrt, Original-Karubiner!«

Als wir dann schon im Café Balzac in der Chausseestraße saßen, grünen Kamillentee mit braunem Kandiszucker tranken (gefördert von nigerianischen Kindersoldaten in den Kandisminen von Uga-Uga, oder was, Noahle?) und auf Noahs Taxi zum Flughafen warteten, redete er immer noch über Skype. »Die Typen, die es erfunden haben, waren ärmer als Schloimel, bevor er in Polen loszog. Und jetzt haben sie ihre Firma für drei Milliarden an eBay verkauft.« »Ich bin Schriftsteller, Noah.« »Ich auch«, sagte er mit dem dümmlichen, süßen Grinsen der primitiven Mama Forlani, »aber man kann ja noch was anderes machen.« »Zum Beispiel aus Eifersucht an Silvester meine *Shylock war hier*-Datei löschen.« »Bitte

nicht« – das Lächeln wurde noch dümmlicher –, »bitte jetzt nicht darüber reden, Mäuschen.« »Und warum nicht?« »Weil es keine Absicht war. Ich wollte mir deinen Roman doch nur kopieren – zu Studienzwecken.« »Und dabei hast du ihn zufällig gelöscht.« »Wie wär's mit einem Genetikprogramm? Es würde Genix heißen, und man würde so lange mit fremden Leuten seine DNA-Codes austauschen, bis man wüsste, ob man miteinander verwandt ist.« »O Gott.« »Du bist dumm. Du verstehst es nicht. Denk an Buczacz!« Er warf einen verzweiferten Muttersöhnchenblick in seine leere Tasse, und weil ich noch fast nichts getrunken hatte, nahm er meine Tasse und trank einen Schluck. »Dein Tee schmeckt besser als meiner. Wieso?«

Dann klingelte sein Telefon. Er steckte sich umständlich das Headset ins Ohr, sagte »Bubusch! Cookie! Kakuschkale!«, und als er fertig war, seufzte er. »Merav. Sie holt mich vom Flughafen ab. Sie sagt, sie hat sich heute Morgen für mich totalrasiert. Die blöde Kuh hat immer noch nichts kapiert. Sie hat mir nicht mal die Sache mit Ethel verübelt! Stell dir vor, ich verschwinde ein halbes Jahr mit einer anderen, und sie tut so, als hätte ich mich beim Einkaufen im Dizengoff Center verirrt. Das ist mir übrigens wirklich schon mal passiert.« »Vielleicht ist sie so locker, weil ihr jetzt alles gehört«, sagte ich. Er nippte gelangweilt an meinem Tee. »Ich hasse sie«, flüsterte er, »ich kann nicht mehr. Es macht mir gar keinen Spaß mehr, ihr zu gehorchen.« »Du Nebbich, das sagst du, seit du sie kennst!« »Aha«, sagte er, jetzt kommt die Spiegelschrankgeschichte.« »Woher weißt du das?« »Weil der dumme Forlani klüger ist als der clevere Karubiner, aber trotzdem zu blöd ist für das Hier und Jetzt. Ich präzisiere: zu blöd war.« Ich übergang diesen kleinen Anflug von unnoahhaftem Triumphgebaren und hackte wie gewohnt auf ihn ein: »Genau. Seit sie dir in deine alte Junggesellenwohnung in der Grindelallee einen riesigen Spiegelschrank von B & B reingestellt hat, war klar, dass sie deinen Skalp will, Dummbär, aber du denkst immer noch, du könntest ihn retten.«

»Nicht den Skalp, Klugibär, sondern mein linkes Ei.« »Es war das rechte.« »Kommt darauf an, von wo man guckt.«

Ich hatte jetzt drei Themen, die ich mit ihm besprechen konnte. Noch mehr Merav, Darfur, unsere Herkunft. Mir fiel ein, dass ich einmal eine Geschichte von Agnon gelesen hatte, dem Nobelpreisträger. Sie spielte in Buczacz, Galizien, Österreich-Ungarn, »vor drei, vier Generationen, als die Thora den Juden noch lieb war und unsere Stadt sich zu denen rechnen durfte, die sich durch die Gelehrten auszeichneten, die in ihr lebten«. Schloimel Forlani, der Oberganef, war aus Buczacz. Mein Großvater, der Vater von Wowa, dem Familien-Stalin, kam aus Buczacz. Agnon kam aus Buczacz. Simon Wiesenthal war aus Buczacz. Wir alle waren Buczaczer, wir hatten dieselbe hellgraue Haut, die ein bisschen ungewaschen und deprimierend aussah, in unseren Köpfen ratterten die Räder noch schneller als bei anderen Juden, aber wir konnten auch ganz gut mit dem Schwanz denken. Waren wir am Ende alle miteinander verwandt? Noah und ich bestimmt. Wir liebten uns mehr als Brüder, und ich fand, wir sollten einmal zusammen nach Buczacz fahren, das würde Klarheit in unsere Beziehung bringen, auch ohne Genix, das Programm.

Dies war das Thema Nummer eins. Mit Nummer zwei fing ich aber an. »Knutte mag dich nicht«, sagte ich und nahm ihm meine Tasse wieder weg. Ich guckte rein, und im Tee schwamm etwas, das vorher nicht drin gewesen war. »Wenn du willst, dass sie dich ernst nimmt, mach etwas Ernstzunehmendes. Kündige ihr. Nimm sie nach einer Geberkonferenz auf dem Konferenztisch von hinten. Fahr nach Afrika!« »Ich fahr doch nach Afrika«, sagte Noah. »Und glaub nicht, dass ich das wegen dir mache! Jetzt ist die Gelegenheit günstig. Gerry will, dass ich bei den Dreharbeiten dabei bin. Jeff hat oft Wahnschübe, wusstest du das? Ich soll ihn auf andere Gedanken bringen.« »Jeff?« »Jeff Goldblum.« Ja, es stimmte, ich hatte es Noah oft gesagt. Er wollte die Welt retten, flog aber immer nur zwischen Tel Aviv, Aspen, Baden-Baden, Hamburg und Berlin hin

und her. Ich selbst fand Reisen überflüssig und nicht zeitgemäß, außerdem hatte ich Angst vor falschen Kopfkissen und unpassenden Durchfallattacken. Aber ich fand, dass mein Noahle wissen sollte, wie es war, wenn das Trinkwasser nach Schlamm schmeckte und man in der Leprastation von Gawanga Beach kein WLAN hatte. Er sollte sich nicht vor denen verstecken, für die er immer größere Brocken seines Stammkapitals rausbrach, er sollte mehr sein als ein delirierender Hitzkopf und Knutes dummer Geldjunge. Das war meine Meinung, aber seine nicht, so schmerzhaft können seine Vieux-Riche-Gewissensbisse also nicht gewesen sein. Bis jetzt. »Was hast du mit dem Tee gemacht?«, sagte ich. »Das ist ja ekelhaft.« »Zu viel Schleimbildung zurzeit«, sagte er, und mir fiel sein neuer, arroganter, nasaler Tonfall auf. »Die Nebenhöhlen sind voll von dem Zeug. Dr. Czupcik, mein Naturopath, sagt, ich soll es nicht runterschlucken, sondern lieber ausspucken.« »In meine Tasse?« »Aber ich hab doch bezahlt!«

Auf Thema Nummer drei – die etwas zu klein geratene, aber nicht unsüße Merav – hatte ich jetzt keine Lust mehr. Wir hatten nur noch ein paar Minuten. Das Taxi zum Flughafen war bestellt, und gegen Meravs eisernen Willen war Noah sowieso machtlos. Mein Rat hätte ihm bloß wehgetan. Er, der delirierende Hitzkopf, wünschte sich manchmal sogar, um sie loszuwerden, dass sie etwas mit einem anderen anfing. Darum plante er seit Längerem ein Buch, von dem er zumindest schon den Titel hatte: *Fick meine Frau, Goldmann!* Eine Real-Friktion, wie er es im Untertitel nannte. Friktion wie Reibung, Konflikt, unendliche Turbulenz.

Aber der Konflikt würde natürlich bleiben. Keiner wollte Merav ficken – weil sie Noah liebte. Das wusste ganz Tel Aviv. Und hätte Noah die Frechheit gehabt, sein schloimelisiertes Über-Ich zu überlisten und von Merav doch noch aus eigener Kraft wegzugehen, würde sich der *Schmerz in seinem Herz* (statt *Shylock war hier* ein anderer möglicher Titel für mein Buch) so schnell potenzieren wie die Variablen in der Boltzmann-Gleichung.

Noahs Lage war seit seiner absurden unfreiwilligen Rückkehr aus Berlin und L. A. noch aussichtsloser als davor. Nachdem er ein paar Wochen mit auffällig hängendem Kopf (reine Tarnung, wie mir hinterher klar wurde) durch die Cantina geschlurft war, erklärte er mir, er werde bald aus dem Villale in Herzlia Pituach in sein Studio in der Zlatopolsky-Straße in Nord-Tel Aviv (ausgerechnet gegenüber von Oriteles Haus) umziehen. Zuerst wollte er in seiner Zweihundert-Quadratmeter-Studierstube nur ab und zu schlafen. Er nannte das Trennung light, aber am Ende hatte er auch das nicht geschafft. Ein paarmal hatte er sich in Fort Single rasiert, und die neue Simpsons-Bettwäsche lag unausgepackt auf dem massiven Nakashima-Bett aus der Wurzel des Baobab-Baums, das Noah in L. A. bei NoHo Antiques für 10 500 Dollar gekauft hatte und für achttausend Dollar mit einem liberianischen Ölfrachter via Panamakanal, Kap Verde und Gibraltar nach Israel schiffen ließ. (Damit es mit seinem Auszug aus dem Ehe-Ägypten vielleicht noch ein bisschen länger dauerte?)

»Ich hab ihr gesagt ... verstehst du ... ich hab ihr gesagt, wir machen das ganz erwachsen. Ganz langsam, wie Galapagosechsen, die sich an ihre Beute heranrobben.« Diesen Vortrag musste ich mir fast jeden Samstag von ihm am Telefon anhören, ich, einsam und allein und nackt in Berlin in den blitzenden Umkleiden der Elstar-Sauna beim Aus- oder Anziehen, er auf dem Spielplatz in Herzlia Pituach mit seinen beiden Mädchen. Samstag war, wie jeder von uns glücklichen Diaspora-Junggesellen weiß, in Israel Familientag, und wer kein Interesse hatte, seiner abgekämpften, trübsinnigen, ungefickten Ehefrau länger als drei Minuten ins Gesicht zu sehen, hatte am Schabbat ein Problem. »Ich werde nachts nicht da sein, und morgens komme ich und mache den Mädchen Frühstück und bringe sie in die Schule. Dann merken sie zuerst gar nicht, dass ich nicht mehr dort wohne.« Das klang wie eine von den besseren Goodlife-Ideen, total unrealistisch, aber charmant wie das Lächeln einer fremden Frau aus einem vorbeifahrenden Zug. Hätte ich aber damals schon den Rest

der Geschichte gekannt, hätte ich kapiert, wie gut und weitsichtig und unnoahhaft konsequent in Wahrheit sein Plan war.

So waren Noahs Schabbatanrufe für mich einfach nur unterhaltsam. Er hatte, fand ich, mit der Merav-Affäre ein ähnlich interessantes Problem wie ein Talmudist, der sich fragt, ob er sich beim Beten auf eine Treppenstufe stellen soll, um Gott näher zu sein. Ja. Nein. Besser ja, denn sicher ist sicher. Aber eigentlich hatte ich ein Problem. Sollte ich Noah sagen, mach etwas, egal was, Hauptsache, du hast was gemacht, und danach wirst du deinem Ziel einen Meter – eine Stufe! – näher sein? Nein, ja, nein – denn genauso hätte ich ihm ein paar Jahre zuvor vorschlagen können, er solle die auf Schritt und Tritt furzende Mama Forlani verlassen. So etwas traute sich aber nur ein schmieriger »Psychomane und Klein-Noah-Manipulator« wie Dr. Endre Savionoli, niemand sonst.

Wir standen jetzt vor dem Café Balzac. Noah zog die Tatarenaugen gequält zusammen, und ich dachte zusammenhanglos, dass ich ihn – alias Itai Korenzecher in der neuen *Shylock*-Fassung – ein bisschen ernsthafter und hübscher machen sollte. Auf der Chausseestraße fahren – nur ein, zwei Meter von uns entfernt – pausenlos Autos, Straßenbahnen, Lastwagen, Touristenbusse vorbei, aber ich hörte nichts, ich nahm nur die in der herbstlichen Abenddämmerung glühenden Scheinwerferlichter wahr.

Meine Seele sah in diesem Moment wie der Kopf eines Mannes aus, auf dem ein Affe sitzt. Ich konnte mir das Bild selbst nicht erklären. Dafür fühlte ich genau, dass ich kein Wort zu Merav, dem Thema Nummer drei, sagen durfte, wollte, sollte. Mach Frieden mit ihr? Leck sie, wie ich Oritele immer geleckert habe? Lächerlich. Stattdessen sagte ich (Thema 1): »Wir sollten bald nach Buczacz fahren, Noahle. Wirklich. Diese verdammten sentimental Reisen in die alten Zentren der Diaspora sind besser als ihr Ruf.« Doch auch hinterher blieb der Affe, der meine Seele war, auf dem Kopf des Mannes, der auch meine Seele war, sitzen. Er zog ihn an den

Ohren, kreischte und legte die Pfoten auf seine Augen. Und in mir wurde es für Sekunden dunkler als auf der Chausseestraße.

Noah sagte nichts. Er fuhr sich mit der Hand durch die immer leicht staubig wirkenden, dunkelblonden Haare und kratzte sich so ausführlich am Kopf wie eine Stummfilmfigur. Vielleicht saß der Affe auf ihm. Dann sagte er, schon wieder so ungewöhnlich unnoahhaft und siegesgewiss: »Wir werden uns jetzt lange nicht sehen.« Pause. »Sehr lange.« Pause. »Sehr, sehr ... sehr lange!«

»Wieso? Wirst du mich von hinten nehmen?«

Das Taxi, das ihn zum Flughafen bringen sollte – ein großer Hyundai-Van mit grauen Scheiben und einem faustgroßen Loch im linken Kotflügel –, stand auf der anderen Seite der Kreuzung, und der Fahrer machte hektische Lichtsignale.

»Joine« – Noahs Tatarenaugen kollidierten fast, so stark zog er sie aus Mitleid zusammen –, »ich fliege am nächsten Freitag in den Sudan. Schon vergessen? Wir drehen zwei Monate. Zwei Monate! Aber nur in Gharb Darfur und Schamal Darfur. Dschanub Darfur ist zu unsicher. Sie fangen gerade an, Ausländer zu entführen – obwohl wir auf ihrer Seite sind. Interessant, oder? Das wird bestimmt sehr gefährlich. Sehr, sehr ... sehr gefährlich!«

»Nimm lieber deinen Goodlife-Ausweis mit. NGOs überleben leichter.«

»Es gibt keinen Goodlife-Ausweis.«

»Warum nicht?«

»Manchmal, Karubinchen, hast du keine schlechten Ideen! Du müsstest bei uns mitmachen, du selbstverliebter, hypochondrischer, eiskalter Vatersohn, dann hättest du minimum zehn Symptome weniger am Tag. Ich plane gerade Goodlife-News – so was wie CNN, aber im Netz, und es kommen nur gute Nachrichten –, und wenn Knute nichts dagegen hat, darfst du Chefredakteur werden. Du kannst natürlich auch Nein sagen und dir weiter einen auf deine Wie-war-ich-Bücher runterholen, die jeder liest, aber keiner gut findet.« Er wischte sich zwei kleine Tränen aus den Augenwinkeln.

»Zumindest weiß ich, wie man es sich in neunzig Sekunden selbst macht. Beherrschst du inzwischen auch diese Technik, Matratzenstoßer?«

Er ignorierte meinen letzten Satz. Ich hasste Leute wie ihn, die das konnten: einfach nicht hören, was man ihnen sagte. Mamascha und Serafina waren auch so. Das musste etwas mit ihrem Sternzeichen zu tun haben – oder mit einer sehr intensiven Kindheit. »Ich werde Utachen sagen, sie soll mir ein paar Firmen-IDs machen lassen und mailen«, sagte er. Auf seiner Stirn war plötzlich ein Meer von Falten, Denkfalten. »Und dann drucke ich sie mir unterwegs schnell aus. Und lasse sie irgendwo wieder liegen.«

»Lass sie in Ruhe«, sagte ich. »Du nervst sie nur mit deinen ewigen Sonderwünschen. Wann merkst du das endlich?«

»Ich denke« – er redete weiter, als hätte ich nichts gesagt –, »in drei Jahren haben wir mit Goodlife-News CNN überholt.«

Die Ampel wurde grün, der Hyundai-Van fuhr mit quietschenden, jammernden Reifen los und bog scharf zu uns ein, noch bevor sich die Autos aus der entgegengesetzten Richtung in Bewegung setzen konnten. Er blieb einen Fußbreit neben uns stehen, das Fenster auf der Beifahrerseite ging runter, und ein sehr schwarzer Afrikaner guckte uns unverschämt und trübsinnig an. Er würde Noah garantiert auf dem Weg zum Flughafen seine Familiengeschichte erzählen, und Noah würde sich seine Telefonnummer aufschreiben und seine acht unterernährten, dickbäuchigen, nervigen, fliegenumschwirrten Töchter aus Ruanda ausfliegen lassen. Was ist der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Philanthropen und meinem geliebten besten Freund? Noah machte das alles nur aus Liebe zu sich selbst.

»Hab ich dir gesagt, was Ute zu mir gesagt hat, als du nicht da warst?« Das war jetzt wieder er, aber weniger nasal.

»Dass du aufhören sollst, ständig vom Geld deines Vaters zu reden und dabei auch noch so eingebildet zu klingen.«

»Woher weißt du das?«

»Weil sie das jedes Mal sagt, wenn du ihr sagst, sie soll endlich

kapieren, dass du der CEO, der Executive, der Boss der Bosse von Goodlife bist.«

»Ach, tatsächlich, das hab ich schon mal zu ihr gesagt?« Er grinste traurig.

»Na ja, irgendwann solltest du es wirklich tun.«

»Sie meinte, wenn ich weiter so nerve, kann sie Goodlife auch ohne mich machen. Sie wüsste schon, wo es noch viel mehr Geld zu holen gibt als bei mir – ›Stichwort: Oligarchen, Kleiner‹, hat sie gesagt –, und sie wäre froh, wenn sie sich dann nicht mehr wegen meiner traurigen Schloimel-Geschichten ständig die Ohren zuhalten müsste.«

»Hart.«

»Ja – hart.«

»Aber nach Afrika wird natürlich alles anders«, sagte ich. »Ganz anders!«

»Meinst du wirklich?«

»Klar, warum nicht ...« Ich verbarg mein inneres Zögern wie diesen rasenden Schmerz in meinem zarten aramäischen Arsch, der mich meist nachts, aber ab und zu auch tagsüber in Gegenwart anderer Leute, minutenlang befällt. »Der Sechstagekrieg wurde in Wahrheit auch schon in fünf Tagen entschieden.«

»Guck ihn dir an, er witzt sich.« (Noah mit jiddischem Akzent.)

»No na.« (Ich auf Wienerisch.)

»Wenn Knute wüsste« – er sprach jetzt wieder Hochdeutsch –, »dass mir seit L.A. nichts mehr gehört und ich Merav um jeden Schekel anbetteln muss ...«

»Zu diesem Thema habe ich übrigens auch noch zwei Fragen, du selbsterstörerisches Selbstkastrat, und zwar seit Längerem. Erstens: Gehört dir wirklich nichts mehr bis auf die paar UBS-Fränkli? Zweitens: Warum hast du nicht deinem luxusgeilen Schriftstellerfreund auch ein bisschen was von Schloimels Millionen abgegeben?«

»Du hättest es niemals angenommen!«

»Bergitur nec functua.«

»Was?«

»Ahnungslos sind die, die besitzen. Kaiser Titus, kurz vor der Erstürmung der Bank von Judäa.«

»Das hat er echt gesagt?«

»Fast.«

Noah umarmte mich, ich umarmte ihn, und wir küssten uns auf die Wangen. »Zuerst Afrika, dann Buczac, Mäuschen«, sagte er. »Das verspreche ich dir!« Dann stieg er ins Taxi und beugte sich aus dem Fenster. »Und was machen wir in Buczac? Ist das heute eigentlich Russland oder Ukraine?« Aber er konnte meine Antwort nicht mehr hören, weil Taxi Bambaata mit ihm so schnell davonraste, als wäre eine Horde Reiternomaden hinter ihnen her.

An diesem 23. Oktober 2006, gegen 17 Uhr, verschwand Noah also aus meinem Leben. Ich weiß es so genau, weil sein Flugzeug um halb sieben ging und er noch in Tegel für seine beiden Mädchen Haribo-Weingummi und Schweizer Schokolade kaufen wollte, und natürlich war er wie immer zu spät. Hatte ich an etwas Bestimmtes gedacht, während sich der Hyundai im Strom der anderen Autos verlor? Ein bisschen an Buczac – und sehr viel an Lilly Schechter und ihre großen, mit Sommersprossen bedeckten Brüste, die mal hingen, mal nicht. Wie riskant auch noch am Anfang des 21. Jahrhunderts so ein Afrikatip sein konnte, war mir in diesem Moment völlig egal.

Als ein paar Wochen später die ersten Horrornachrichten aus dem Sudan kamen, produzierte mein Gehirn altruistischeres Gedankengut. Meine Schuld, dachte ich immer wieder, es ist alles nur meine Schuld! Es ist meine Schuld, dass Noah jetzt keinen Kopf mehr hat und dass der Rest seines schmalen, schönen Yogi-Körpers gerade von einem Schwarm fleischfressender saharischer Milane und Kraniche aufgepickt wird. Ich hätte ihn nicht so oft mit Aspen und Baden-Baden aufziehen sollen, ich hätte ihm Knutes Verachtung verschweigen sollen, ich hätte ihm im Balzac sein Sudan-Ticket aus der Tasche ziehen sollen!

Ich hatte mich gleich doppelt geirrt.

Wowa der Schreckliche

Agnons Buczacz-Buch handelt von zwei Thoragelehrten, die gegeneinander Krieg führen, weil der eine zum anderen gesagt hat, er habe keine Ahnung von der Thora. Es heißt *Zwei Gelehrte, die in unserer Stadt lebten* und endet mit dem Tod der beiden. Das Buch stand jahrelang bei mir herum, ich hatte es als Student in Hamburg in der Staatsbibliothek gestohlen und deshalb pausenlos ein schlechtes Gewissen. Irgendwann musste ich es also aufmachen und ein paar Sätze lesen – und dann las ich alles. Jetzt war es in Prag, in der Wohnung, in die Wowa und ich nicht mehr durften. Ich vermisste den kleinen, weißen Manesse-Band mit dem veilchenblauen Querstreifen und Agnons Bild wie einen Menschen. Noch mehr vermisste ich die Wohnung mit ihren dicken roten staubigen Teppichen, den nach frischem Lack riechenden Art-déco- und Stahlrohrmöbeln, den slawisch kitschigen Janečeks, Fremunds, Čapeks an den Wänden und den hässlichen, rührenden Familienfotos im kalten, gefliesten Flur. Ich hatte noch den Schlüssel, und als ich am Heiligenabend 2005 (mein liebster Reisetag, ruhig und gojlos) in Berlin losfuhr, um Noah in meinem kleinen Schriftstellerloch in der Swinemünder Straße Platz zu machen, nahm ich den Schlüssel mit, obwohl ich wusste, dass die Italská 28 für Wowa und mich tabu war. Wowa und Mama hatten ein Geschäft gemacht, als Mama und Serafina zu der Null Valja Wechsberg zurückgegangen waren: er Hamburg, sie Prag.

Kaum war ich in Prag angekommen, juckte es mich sofort wieder zwischen den Beinen. Aber was machte ich? Ich rief Noah an und sagte ihm, er solle seine harten, schwieligen Hände von meinem Fotoarchiv, meinen Dries-Hosen und meinem Computer lassen. Es juckte immer noch. »Was bist du so aufgeregt?«, sagte er. »Hast du

schon wieder diesen unglaublichen galizischen Ständer?« »Ja«, log ich, »es tut weh, so hart ist er.« »Gott, du Glücklicher! Ich hab, bevor ich weggefahren bin, zu Merav gesagt, wir könnten nicht mehr zusammenbleiben, weil er mir neben ihr nur noch morgens steht – wenn ich pinkeln muss.« »Und was hat sie gesagt?« »Sie ist sofort auf Tauchstation gegangen, aber kaum war er in ihrem Mund, wurde er schlaff und kalt wie eine Gurke, die man ein paar Wochen im Gemüsefach vergessen hat. Wirst du heute noch in den Puff in der Spálená gehen?« »Diesmal nicht«, sagte ich, »ich lass mir lieber eine aufs Zimmer kommen.«

Um halb elf sollte die kleine, komische braunhäutige Julča im Hotel U Dvou koček vorbeischaun, die sogar im Winter oben und unten weiße Bräunungsstreifen hatte wie ein Tom-Wessels-Mädchen. Klopf dreimal kurz, dreimal lang, hatte ich ihr am Telefon gesagt. Aber um fünf vor halb hämmerte es siebenmal so laut und heftig hintereinander an die Tür, als wäre ich Slánský und draußen stünden Gottwalds Gummimantelmänner. Julča war eben immer ein bisschen verwirrt – das wusste ich noch vom letzten Mal, als ich bei ihr in der Spálená war und sie, nachdem wir fertig waren, vor lauter Aufregung meine Kleider – statt ihrer eigenen – vom Boden aufhob und mit ihnen ins Bad rannte. Aber sie war auch sehr süß. Sie konnte die Zunge rollen, sie hatte ein Peanuts-Plakat über dem Bett, und auf ihrem Nachttisch stand ein Peanuts-Wecker. Und sie hatte eine dunkle, nicht zu lange Pflaume. Innen rosa, außen hellbraun. So schön war sonst nur Oriteles Allerheiligstes, soweit ich mich erinnern konnte. Deshalb mochte ich Julča – und weil sie am Ende immer meinen Kopf auf ihre Schulter legte und etwas auf Romanes sang, das ich nicht verstand.

Es juckte sofort noch ein bisschen mehr, als es so laut an der Hotelzimmertür klopfte. Mein dummes Zigeunermädchen kann es also auch nicht mehr aushalten, dachte ich, und ich bekam auf der Stelle etwas, das Noah und ich seit Ende der Neunzigerjahre einen Halben nannten. (*Encyclopedia Judaica*: »Eine außerhalb des

Ehebetts spontan auftretende, relative Erektion, auf die man mit Mitte vierzig stolz sein kann.«) Der Halbe war diesmal fast schon ein Ganzer, und ich fragte mich, ob ich im Ruheraum der Elstar-Sauna etwas ähnlich Vorzeigbares in meiner Hand gehalten hatte. Ich riss die Tür auf – aber vor mir stand nicht Julča, sondern die verfressene, herrlich grinsende Serafina. »Aha«, sagte sie, »es stimmt also! Du bist in Prag.« »Warum denn nicht?« »Ach, ich freu mich so, Kleiner!« Und sie stampfte ins Zimmer rein und ließ sich mit ihrem großen, schweren Körper aufs Bett fallen. Im Judo nannte man den Wurf, der einem solchen Sturz vorausging, großer O-goshi. Das Bett knackte wie die Knochen eines alten, stolpernden Esels, aber es hielt. Warum sind so viele Frauen so dick?, dachte ich, und der Halbe verabschiedete sich.

Wowa hatte fast wörtlich das Gleiche gesagt, als ich vor meinem Umzug nach Tel Aviv noch ein paar Tage bei ihm in unserer alten Hamburger Wohnung in der Hartungstraße verbrachte (auch tausend Teppiche und Bilder und noch mehr in den Gardinen verborgene Wutschreie), um mir von ihm zum hundertsten Mal erzählen zu lassen, was ich erben würde und was für ein kindischer Idiot im Körper eines Erwachsenen ich sei. Er kam aus dem Vier Jahreszeiten vom Teetrinken zurückgehinkt und fauchte mit seiner inzwischen nicht mehr ganz so schneidenden NKWD-Stimme: »Sie sind alle so fett! Im Bus, auf der Straße, im Hotel. Warum eigentlich? Nur deine Mutter war schön schlank und elegant – bis sie mit diesem russischen Untermenschen abgehauen ist.« Dann veränderte sich kurz seine Augenfarbe – von Dunkelbraun zu Wutschwarz und wieder zurück –, und die Haut in seinem grauen Buczacz-Gesicht wurde dünn wie der Durchschlag seiner StB-Einverständniserklärung.

Wowa der Schreckliche ging immer allein ins Vier Jahreszeiten. Früher, wenn er sagte, er gehe noch auf einen Earl Grey raus, fuhr er stattdessen nach Bergedorf zu seiner Ingrid (warum nicht gleich Runhild oder Hildegred, Papascha?). Und noch früher saß er wirk-

lich zweimal im Monat im Teeraum dieses ehemaligen Reiter-SS-Hotels, das mir mit seinen dunklen Möbeln und verängstigten Angestellten und Gästen wie die XXL-Variante der Hartungstraße vorkam. Dort traf er sich mit seinem tschechischen Führungsoffizier, und wenn sie auf keinen Fall gehört werden wollten, drehten sie die Köpfe zu der Säule mit den tasmanischen Koala- und Orchideen-Intarsien hinter sich und redeten noch leiser. In den letzten Jahren ging er wieder häufiger hin, aber allein. Vielleicht wollte er sich an seine Agentenzeit erinnern. Oder er hoffte, er würde dort noch einmal eine Frau kennenlernen, zwischen deren Beine er sich, wenn es schon nicht die von Mamascha waren, mit seinen sechsundsiebzig Jahren legen könnte. Das Resultat war auch an diesem Nachmittag wieder zum Weinen. »Heute hab ich mich mit einer alten Schachtel aus Blankenese über die Belagerung von Leningrad unterhalten und ihre vier Martinis bezahlt. Ihr Mann hatte eine Gasfabrik. Gasfabrik. Ausgerechnet! Sie ist so schwer wie die Gustloff, bevor sie versenkt wurde.«

»Papa«, sagte ich, »wie lange warst du eigentlich Spion? Bis 89?«

Diesmal hätte er fast geantwortet.

»Setz dich«, sagte er.

»Ich sitze schon.«

»Wenn ich dir sage, dass du dich setzen sollst, dann setzt du dich auch!«

Ich erhob mich von dem riesigen braunen aufgeplusterten Schaumstoffsofa, das seit den Olympischen Spielen 1972 im Wohnzimmer in der Hartungstraße stand und inzwischen wie ein totes Mammut aussah, dann setzte ich mich wieder hin.

Wowa der Schreckliche lächelte. Für drei Sekunden sah er wie jemand aus, den ich gern gekannt hätte. Wie der Vorsitzende des Schriftstellerverbands zum Beispiel, der nicht mehr jeden, der besser ist als er, wegen Abweichung, Kritik der KPČ oder poetischem Nihilismus vor die Parteikommission zerrt. Der anderen seine eigene Hilflosigkeit verzeiht. Der weiß, dass er nichts kann, außer Angst zu verbreiten.

Wowas Bücher, die er in Prag geschrieben hatte, hießen *Die Arbeiter*, *Die Kinder der Arbeiter*, *Die Zukunft der Arbeiter*, *Die Arbeiter der Arbeiter*. Alles dünne traurige Romane ohne viel Handlung, gedruckt auf grauem Papier, die Buchstaben genauso grau. Die Auflagen waren menschenverachtend hoch, fast auf Klement-Gottwald-Niveau. Trotzdem las niemand Karubiner, und ich schwöre, schwöre, schwöre, als Mamascha an unserem letzten Weihnachten in Prag zwei Karpfen gekauft hatte (in Prag waren wir noch Maranos, falsche Nichtjuden, unter deren privat organisiertem Superweihnachtsbaum aus Šumava teurere Geschenke lagen als bei den atheistischen Tschechen), da waren die Karpfen in das siebte Kapitel von *Die Arbeiter ohne die Juden* eingewickelt. Wowa verprügelte daraufhin zuerst mich mit seinem Gürtel im Schlafzimmer (ich hatte angefangen, laut lachend die Stellen vorzulesen, die noch nicht vom Karpfenblut durchweicht waren), und dann scheuerte er auch Mamascha eine. »Du blöde Kuh, warum kaufst du den Fisch bei diesen südböhmischen Analphabeten auf der Vinohradská? Warum gehst du nicht in den staatlichen Supermarkt?« »Glaubst du, dort packen sie die Karpfen in Geschenkpapier ein?«, sagte Mamascha und fing an zu heulen, und sie heulte durch bis zu den Heiligen Drei Königen.

Als zwanzig Jahre später mein erstes Buch rauskam und auf der Spiegel-Bestsellerliste zweimal den vierzehnten und einmal den siebten Platz machte, hörte Wowa natürlich sofort auf, mit mir zu reden. Sein Schweigen dauerte ungefähr zwei Monate. Dann rannte ich am Steindamm zufällig in ihn rein. »Du hast mich hier nicht gesehen, verstanden? Oder ich werde weiter im Exil-PEN herumerzählen, dass du aus meinen Notizbüchern abschreibst und einen Stil hast wie Trotzki – nachdem ihm der Schädel gespalten wurde«, sagte er und verschwand schnell humpelnd in einem Sexkino.

Ich wusste alles von Kostja Kostos, dem Sammlersohn. Ich wusste, dass mein Vater seit den Fünfzigerjahren einmal im Monat in das lange felsgraue Geheimpolizeigebäude in der Bartolomějská musste. Die Treffen im vierten Stock waren lang und gemütlich.

Es ging viel um Politik, Kostja und Wowa diskutierten Ota Šiks Ideen vom dritten ökonomischen Weg, sie fragten einander in Parteigeschichte ab – wie viele Jahre bekam Gustáv Husák bei seinem ersten Prozess, warum verdarb Chruschtschow beim XX. Parteitag den Menschen die Freude am Kommunismus, wieso schoss Fanny Kaplan bei ihrem Attentat auf Lenin daneben? –, und erst beim Abschied ging es zur Sache. Wowa stand auf, Kostja sagte, ist das alles?, Wowa sagte, ja und nein, je nachdem, was du brauchst, Genosse Dzierzynski, und dann sagte Kostja, er würde gern ein paar Namen und Zitate hören. Und wenn er nächstes Mal in das eine oder andere Manuskript hineinsehen dürfe, das für die westdeutsche, französische oder italienische Diplomatenpost bestimmt sei, würde ihn das glücklich machen wie Wladimir Iljitsch die Nachricht, dass der Zug nach Petrograd in Zürich am Bahnhof stehe und mit dampfendem Schornstein auf ihn warte.

Papascha machte Kostja glücklich. Und Kostja machte Leute wie Kundera, Škvorecký, Hrabal unglücklich. Wer hat von Kunderas *Liebesschlacht* gehört, von Škvoreckýs *Tanzball der Genossen*, von Hrabals *Ich war der Chef vom Lakaien*? Niemand. Weil Papascha und Kostja dafür sorgten, dass diese Bücher nur in der Erinnerung ihrer Verfasser einen Platz bekamen. Allein Hrabal schrieb das in der Bartolomějská zusammen mit zwei Durchschlägen und einer ersten Fassung vernichtete Buch als *Ich habe den englischen König bedient* noch mal, und es wurde laut Kostja sogar besser. Im Mai 1968 – Breschnew und Dubček zitterten seit Monaten um die Wette – beschlossen Wowa und Kostja, eine Pause zu machen. »Bis wir sehen, auf welche Seite des Netzes der Matzeball rollt, Genosse Itzikstein«, sagte Kostja, der unberechenbare, hochgebildete Polizeigoj, zu meinem unerschrockenen Vater, und so, wie sie einander an diesem trockenen, hellen Maimorgen die Hand gaben – lang, zu fest, aggressiv –, konnte man mit ihnen Mitleid kriegen.

Mitleid mit Männern, die es gut meinen, aber das Falsche tun, ist wie der Krankenbesuch bei einem Todfeind – aus Empathie wird

schnell Arroganz, das Überlegenheitsgefühl des Unterlegenen. Kostja Kostos, der Sammlersohn, der die zusammengestohlene Kubisten-Sammlung seines Vaters im Frühling, Sommer und Herbst 1969 in einem schwarzen staubigen Opel Kapitän aus Prag nach Frankreich schaffte (zusammen mit seinem Geheimdienstwissen, den Kindern und seiner auffallend schlanken, hüdnisch-hübschen Frau Mara), brauchte das Mitleid von niemandem. Schon eher Wowa, der schrecklich Dumme. Der hatte, nachdem Dubček, Smrkovský und der Rest der 68-er Gang of Hope von den Russen in depressive Frührentner und Hausmeister verwandelt wurden, weitergemacht. Wieder ging er jeden Monat in die Bartolomějská, aber jetzt war es hier so gemütlich wie an einem Eisloch in der Kolyma. Und als Wovas neuer Führungsoffizier sagte: »Karubiner, wir brauchen jemanden, der auch im Westen auf die Feinde des Kommunismus ein Auge hat«, nickte der zu Hause so strenge Papascha entsetzt und beschämt. Drei Monate später, im kühlen August 1970, emigrierten wir im Auftrag des StB nach Hamburg. Und vier Monate später erschien in der Zeit Wo was einziger erfolgreicher West-Artikel. Überschrift seines publizistischen Täuschungsmanövers: *Die Arbeiter mit menschlichem Antlitz*.

Das und den Rest erfuhr ich von Kostja Kostos morgens um drei am Telefon, zwei Wochen bevor er Serafina auch mitten in der Nacht angerufen und ihr gesagt hatte, dass sein Freund Valja Wechsberg ihr richtiger Vater sei und sie nur meine halbe Schwester. Warum hatte er das getan? Weil der schwache Valja nach fünfzig Jahren sein Kind zurückwollte? Weil Wowa und Kostja nie aufgehört hatten, ihre Desinformationsspielchen miteinander zu spielen? Weil der Mensch des Menschen Wolf ist? Seitdem fragte ich mich immer wieder mit einem inneren Weinen, was der Unterschied zwischen Leben und Tod ist, und nicht nur das. Ich überlegte mir, wie es wäre, wenn Wowa auch nicht mein Vater wäre (schlecht, denn dann hätte ich nicht sein Schreiben abbekommen). Ich wollte wissen, ob Mamascha Valja geliebt hat. Und ob Serafina darum zuerst immer alles großartig findet und hinterher in die totale Depression rutscht, weil

sie im Juni 1960 auf dem brüchigen, unebenen Rollfeld von Prag-Ruzyně den vor Angst blassen Wowa für ihren Vater halten musste. Vor allem interessierte mich, wie ein ewiger Talmudjunge wie Wowa vom Weg abkommen konnte. Spätestens seit ich Agnons *Zwei Gelehrte* gelesen hatte, wusste ich, dass auch der menschenfreundlichste Mann, so wie Rabbi Mosche Pinchas aus Buczacz, irgendwann beginnt, Fehler zu machen, wenn er sich zu sehr im Recht fühlt. Also erst recht der harte Wowa. Schloimel Forlani dagegen kam von Anfang an ohne Ideale aus, vielleicht, weil das als Judenältester von Buczacz nicht anders ging. Darum gab es für ihn später, als Kaufmann von Hamburg, nichts zu verlieren – und für den armen, verwöhnten Noah umso mehr. Ach Noahle, Noah, warum begreifen wir immer erst zu spät, dass wir nur Zweige eines Baums sind, der hier schon stand, als es noch keine Schabbesaufzüge gab?

»Papa, warst du wirklich bis November 89 Spion, bis eure Leute in der Národní aus den demonstrierenden Studenten Gulasch gemacht haben?«

»Lass mich in Ruhe!«

»Nein. Ich will endlich einmal eine Antwort auf irgendwas von dir.«

»Und ich will nicht darüber reden.«

»Jetzt sag schon.«

»Was soll ich sagen?«

»Ich weiß es doch sowieso.«

»Und was willst du dann von mir?«

»Hast du wirklich geglaubt, dass alles andere noch schlimmer wäre als die Diktatur der Proleten und Analphabeten?«

Er sah mich erstaunt an und setzte sich dicht neben mich auf die gewaltige, aufgeblähte dunkelbraune Couch, auf der er über dreißig Jahre Abend für Abend neben Mamascha ferngesehen, geschlafen, telefoniert hatte. »Vielleicht«, sagte er wieder mit demselben weichen Lächeln wie vorhin auf dem mir unnatürlich zugekehrten Gesicht. »Vielleicht. Ja. Ja, vielleicht ... Gut möglich.«

So viel hatte Papascha noch nie in seinem Leben zugegeben.

»Wirklich, ja?«, sagte ich, gierig nach mehr.

»Mein Gott, war diese Kuh aus Blankenese fett!«

»Was?«

»Es waren fünf Martinis, nicht vier, ich hab noch mal nachgerechnet.«

In der Sauna

Warum waren so viele Frauen so dick? Ich hatte wirklich keine Ahnung, aber mein Vater hatte mich mit seiner Neugier angesteckt. Manchmal stellte ich mir die Frage zehnmal am Tag. Es war eine Neurose, und ich hätte gern gewusst, woher sie kam. Einmal hörte ich gar nicht mehr auf, darüber nachzudenken, und ich konnte deshalb kaum noch schreiben. Vielleicht lag es aber auch daran, dass ich gerade Oritele rausgeschmissen hatte. Das war im hochkomplizierten Jahrhundertssommer 2003. Erst spielten meine Nerven Schiffe versenken mit mir wegen des Buddha-Deals, der mich zu Wowas Schuldner gemacht hatte. Dann bekam ich von der Hitze eine 7-Tage-Migräne. Dann stieß ich im Internet auf Informationen aus dem StB-Archiv, mit denen ich die Schulden bei Wowa gleich wieder losgeworden wäre, aber wer will schon den eigenen Vater erpressen, wenn es nicht sein muss? Und kurz darauf kam es zu der Oritele-Szene in meinem Treppenhaus.

Ja, ich gebe es zu: Ich warf die Königin von Saba und Nord-Tel Aviv aus meiner Wohnung, obwohl man in jedem französischen und russischen Roman liest, dass der Mann gehen sollte. Sie stand (nicht allzu ernst gemeint) mit ihrem schweren Koffer in der Tür, und ich sagte, sie solle nach Israel zurückgehen, und sie dachte bestimmt, o-oh!, die Sklaven meutern. Dann stolperte sie wie unter Drogen aus meiner Wohnung. Sie konnte den Koffer kaum heben, aber ich, an diesem Tag noch anfälliger als sonst, konnte ihr wegen meiner kleinen Leistenschwäche leider nicht helfen. Dann fiel der Koffer die Treppe runter, und meine israelische Tyrannin fing an zu heulen, als wären die Golanhöhen zurückgegeben worden. Ich machte die Tür zu. Ich setzte mich auf den Küchentisch und guckte böse aus dem Fenster. Warum sind so viele Frauen so dick?! Da war sie wie-

der, die idiotische Frage. (Dabei war Oritele so schlank wie ein Mädchen.)

Einmal fragte ich eine Frau, Lilly Schechter, meine Tel Aviver Internetgeliebte, warum das so sein musste. Da ahnte ich noch nicht, dass sie und Oritele sich kannten. Lilly antwortete mit Gegenfragen: Warum dürfen Chassidenkinder am Schabbes nicht mit ihren Stiften spielen? Warum lecken manche Männer lieber, als dass sie geblasen werden? Warum lachen die Leute nie, wenn ich als Lilly the Pilly auf der Bühne stehe und Witze über meine Einsamkeit mache? (Lilly hatte auf ihrem Facebook-Foto rote Haare, große Brüste und ein Gesicht wie ein Pferd. Darum, Lilly!) Ich antwortete Lilly, dass ich nicht wisse, was sie mir damit sagen wolle, aber sie solle endlich eine Kamera an ihren Mac anschließen, dann könnten wir es mit Lecken und Blasen im Cyberspace versuchen. Darauf hatte sie mir nicht mehr geantwortet. Aber drei Wochen später schickte mir Oritele die zwei Hemingway-Bücher und die Bonsai-Linde zurück, die ich ihr kurz vor ihrer unfreiwilligen Abreise aus Deutschland geschenkt hatte, und auch noch eine Liste mit israelischen Friedhöfen. Pferde-Lilly hatte natürlich gepetzt. (Zwei Monate später hatte sie aber trotzdem einen Skype-Account.)

Ich hätte gleich Serafina fragen sollen. Die musste es wissen, denn sie war bereits mit fünfzehn so fett wie ein Sumoringergewesen. »Zwei Kilo in fünf Tagen«, sagte sie jetzt schon zum zweiten Mal. »Ich hab in Prag schon zwei Kilo abgenommen. Glaubst du das, Kleiner? Wenn das so weitergeht, bleibe ich ganz hier. Ich will sowieso nicht nach Miami zurück zu Mamascha und Valja und ihnen dabei zusehen, wie sie sich vor mir schmatzend auf den Mund küssen. Sie glauben, ein Scheidungskind wie ich sehnte sich nach nichts anderem.« Ich verzog den Mund wie Papascha, wenn ihm etwas wirklich egal war, und Serafina verschluckte ihre dicken Backen fast. Wir waren immer noch ein bisschen kühl zueinander, obwohl sie seit einer halben Stunde auf meinem Bett im Hotel U

Dvou koček lag und redete und redete. Das alte, schwere Hotelbett knarrte klagend unter ihr. Sie drehte sich auf die linke Seite, auf die rechte Seite, dann wieder zurück. Sie wand sich wie eine Robbe vor Publikum. »Ich weiß, was du denkst, Kleiner, zwei Kilo von hundert.«

»Hundert? Wirklich?«

»Mama bezahlt mich dafür. Für jedes Kilo fünfhundert Dollar. Das Geld hat sie von Valja. Großvater Mel hat sich sein ganzes Spionagehonorar ab 1921 von der GPU auf ein Konto der United Trust Bank in Miami schicken lassen, und er hat es nie abgehoben. Dort liegt es bis heute, plus Zinsen. Ein schöner Zufall!« Sie warf sich, laut ächzend, wieder herum, und dabei stieß sie mit ihrer riesigen Schulter gegen die Nachttischlampe. Das Licht flackerte, und in meinem Kopf flackerte es auch. »Komm gar nicht erst auf die Idee, mich zu fragen, wie ich Valja Wechsberg finde! Er ist mein Vater. Und er ist viel weicher als der Typ, der mich eine Weile gegen meinen Willen erzogen hat – Wowa Torquemada Karubiner.«

»Wie findest du Valja?«

»Eine Null! Ich kann gar nicht glauben, dass Mamascha mich mit ihm gemacht hat und drei Jahre lang neben ihm eingeschlafen und aufgewacht ist. Er hat kurze Beine, stinkt aus dem Mund wie eine Hyäne und liebt den Holocaust mehr als ein Nazi.«

Während sie das sagte, zog sie ihr leise vibrierendes Blackberry aus ihrer abgeschabten schwarzen Lederhandtasche, und ich wunderte mich, wie sie es schaffte, mit ihren kurzen, dicken Fingern so schnell die vielen winzigen Tasten zu drücken.

»Nachricht von Valja, der Null?«

Sie sah mich an, antwortete aber nicht. Das kannte ich schon. Serafina lebte, ähnlich wie Noah, in einer Parallelwelt, eine Kontaktaufnahme mit ihr war oft unmöglich. Ich versuchte ab und zu, mir vorzustellen, wie es im Serafina-Land aussah, und ich ahnte, dass in einer besonders dunklen Ecke ein paar nackte junge deutsche Männer mit den Köpfen nach unten von der Decke runterhingen.

Serafina war so verklemmt, sie musste sich irgendwie Ausgleich verschaffen.

»Nachricht von der Null?«, wiederholte ich.

Ich rechnete nicht mit einer Antwort. Meistens musste man fünf bis acht Mal fragen, bis sich der Koloss Serafina regte. Diesmal ging es schneller.

»Hab ich dir gefehlt?«, sagte sie, und sie guckte dabei serafinahaft durch mich hindurch. »Bestimmt hab ich dir gefehlt. Hat Mama-scha dir gefehlt? Sie redet nie von dir. Komisch, findest du nicht? Du bist kleiner und dünner geworden, Karotte, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben. Warum? Und was machst du ausgerechnet an Weihnachten in Prag? Kindheitserinnerungen nachhängen?«

Ich überlegte, was ich ihr sagen sollte. Hau ab, du Walross, gleich kommt Julča, meine Lieblingsroma, und wir werden Dinge tun, von denen du nie gehört hast? Oder: Soll ich mit dir in Prag bleiben, Serafinchen, und wir werden wie früher Křemílek und Vocho-můrka spielen, kleine giftige Kindergerichte kochen und so tun, als gäbe es nur dich und mich auf der Welt? Oder: Ich bin in der Elstar-Sauna dabei erwischt worden, wie ich an mir herumgemacht habe, große Schwester, was soll ich jetzt um Gottes willen machen?

Nein, niemand außer mir wusste, was wirklich passiert war. Nicht einmal die hysterische Deutsche, deren großes, festes weißes Hinter-teil an allem schuld war, hätte ihr halb interessantes Großstadtleben darauf verwetten können, dass ihre weinend und fluchend vorgetra-genen Anschuldigungen gegen mich berechtigt waren. Und auch der schiefe, schwächige Polizist mit dem grauen Pferdeschwanz und die kleine, wie eine Nutte geschminkte türkische Polizistin, die in der schwarzen Lobby des Elstar Body Clubs das Protokoll aufgenommen hatten, waren hundertprozentig davon überzeugt, dass die von mir angeblich belästigte Madame recht hatte und ich log.

Und so war es wirklich: Ich hatte mich an diesem schrecklichen Oktoberabend zuerst wie immer eine halbe Stunde lang schwim-mend von einer Seite des Elstar-Pools zur anderen geschleppt.

Hinterher setzte ich mich ins warme Sprudelbad und nahm, um eine bessere Wirkung als Mann zu erzielen, meine uralte schwarze US-Sportbrille ab, deren dicke Plastikgläser meine Augen so klein und irre aussehen ließen wie die eines Typen, der in der U-Bahn hinter kleinen Mädchen herläuft und ihre Schultasche tragen will. Dann, nachdem mich keine der drei jungen blonden, dezent tätowierten Sportstudentinnen, die neben mir im Jacuzzi hockten, angesprochen hatte, setzte ich die Brille enttäuscht wieder auf – und sah plötzlich etwas mittelgroßes Scharfes durch die Saunatür verschwinden.

Eine Minute später stand ich selbst im überheizten Saunaruhe-raum. Ich hängte vorsichtig mein Handtuch auf, zog die Badehose aus, hängte sie neben das Handtuch und ging zur Dusche – das alles so langsam wie einer, der nicht auffallen will. Dann hob ich noch langsamer den Blick und sah sofort diesen unglaublichen weißen Arsch vor mir, einen Arsch, wie ich ihn hier nie vorher gesehen hatte. Denn deutsche Ärsche – und in der Elstar-Sauna gab es keine anderen – waren immer alles Mögliche, groß, klein, breit, einen Spaltweit offen oder auch nicht, aber niemals unglaublich.

Was danach geschah, hatte ich nicht mehr unter Kontrolle. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum ich in diesem Moment nicht sofort den Kontakt zwischen meiner zivilisierten und un-zivilisierten Seite wiederherstellte, es wäre so einfach gewesen. Inzwischen weiß ich natürlich den Grund – ich war zu lange allein, das verdirbt die Manieren. Ja, ich griff, als ich dieses große weiße Glücks- und Fickversprechen vor mir in der Dusche erblickte, so selbstverständlich zwischen meine Beine, als läge ich wie jeden Abend zu Hause vor meinem Laptop, um nachzusehen, welche neuen Filme auf We-fuckonlyjews dazugekommen sind. Und wie zu Hause suchte und fand ich meinen Dudek an derselben Stelle wie immer, und dabei lächelte ich das Lächeln eines Kosaken, der sich gleich auf die Tochter des Gurewitscher Rebben stürzen wird. Meine weiche Tschechenhand – wie Noah es ausdrücken würde – machte ein paar hübsche

schnelle pornografische Bewegungen, doch dann drehte sich Madame leider um, ich ließ erschrocken den Dudek los, und Madame begann zu kreischen, obwohl sie nichts gesehen hatte, sondern nur ahnte, was hinter ihr vor sich gegangen war. »Du Schwein!«, schrie sie, »du blödes, ekliges Ausländerschwein! Dieses Schwein« – jetzt brüllte sie noch verzweifelter und in einer noch höheren Frequenz – »holt sich auf mich einen runter. O Gott, ist das ekelhaft, das ist so ekelhaft!« Und sie fing an zu heulen.

Ich schaffte es gerade noch – bevor die anderen Saunagäste angeirrt kamen –, mir das Handtuch umzubinden. Die Sittenstrolchbrille konnte ich mir aber nicht mehr herunterreißen und wegwerfen, und nun standen alle nackt, entsetzt und schwitzend um uns herum, und keiner sagte was. Die Männer ahnten, dass ich nicht unschuldig sein konnte, aber sie hielten den Mund, und die Frauen starrten angewidert ihre nackte schöne, scharfe Konkurrentin an. Eine von ihnen, mordbereit wie die junge Leni Riefenstahl, hatte eine unglaublich süße rasierte Kleinmädchenmuschi, und die gefiel mir so gut, dass ich mir am liebsten gleich wieder an den Schwanz gegriffen hätte.

»Kleiner«, sagte Serafina mit dem falschen mütterlichen Ton einer älteren Schwester, die den kleinen Bruder nur bemuttert, damit sie jemanden zum Herumkommandieren hat, »Kleiner, du bist echt viel dünner als früher. Was ist passiert?«

»Willst du es wirklich wissen?«

»Nie wollte ich etwas mehr wissen! Ich glaube«, – sie fing wieder an, mit ihrem Blackberry zu hantieren – »du leidest unter der Causa Wechsberg mehr als ich.«

Hatte sie recht? Das wäre natürlich auch eine Erklärung für meine neueste Nervenkrise gewesen, die mich bis in den Elstar-Duschraum geführt hatte. Schließlich hatte sich nicht nur Serafinas Sicht auf die Dinge des Lebens seit Kostjas nächtlicher Denunziation geändert. Kaum hatte ich erfahren – von ihr, per SMS –, dass Papascha nicht ihr Papascha war, erschien mir alles,

was bis dahin auf eine unerklärliche Art falsch gewesen war, richtig. Und das machte mich noch trübsinniger, als ich, der zynische Autor von *Post aus dem Holocaust* und *Ihr wollt nur unsere goldenen Eier* schon war. War Serafinchen nicht ein bisschen dümmer, als es die Karubiner-Gene erlaubten? Warum besaß sie nicht diese tödliche Selbstdisziplin, die ich, der weibische Hypochonder, vom Parteisoldaten Wowa zum Glück vererbt bekommen hatte? Und dass sie alles andere als eine Schönheit war, erschien mir plötzlich so logisch wie das Kasparow-Gambit – und als ein weiterer Beweis ihrer gewöhnlichen Herkunft. Arme Serafina, eigentlich sollte sie froh sein, dass sie bei uns, den Karubiners, aufwachsen durfte. Armer Soli, mit so was war ich verwandt?

Die Karubiners, hinabgestiegen ins 20. Jahrhundert via Buczacz aus Kosivska Poljana, einem kleinen vergessenen ruthenischen Ort, stammten direkt von König David ab. Das war altes Familienwissen. Wir, die huzulischen Halbgötter, waren hart, klug, attraktiv, wir konnten Menschen, die wir brauchten, mit den schönsten Liedern in Sicherheit singen, Worte, die wir gegen andere richteten, wurden von ihnen niemals vergessen. Wir redeten immer und überall mit, im Hotel Lux in Moskau, in Prag, bei den ersten kommunistischen Demonstrationen im schwarzen Februar 1948, an der Front in Galizien in der schönen grünen Uniform von Kaiser Franz-Joseph, am Hof des Wunderrabbis von Szatmár. Sogar wenn sich ein Karubiner einmal im Monat in die Bartolomějská schlich, um die Namen seiner besten Freunde loszuwerden – meine Damen und Herren, Wowa der Widerliche! –, konnte er ein Gesicht aufsetzen, als wäre er im Begriff, die Welt zu retten. Wir waren nicht zur ewigen Zweitklassigkeit verurteilt wie die Wechsbergs, die immer wieder aufflogen und dann noch ein bisschen weiter den unsicheren Boden unter den Füßen verloren, Mel zum Beispiel 1937 in Washington als sowjetischer Perspektivagent, Valja 1960 als Serafinas Vater. Wir glaubten nur an uns selbst, egal welchem Herrn wir gerade dienten, so wie die Rabbis von Jerusalem, als Pontius Pilatus sie

fragte, ob sie sich wie er von dem kleinen Trickmessias aus Nazareth belästigt fühlten. Wir waren arroganter als Gott.

Wie reagierte also ein Karubiner wie ich, als er erfuhr, dass seine übermächtige Schwester, die er einmal so blind geliebt hatte wie der Golem den Rabbi Löw, nur seine halbe Schwester war und dass sie auch noch von einem Nichts abstammte, das damals in Moskau bloß genickt hatte, als Mamascha zu ihm sagte: »Du wirst Serafina vergessen, Valja, jetzt ist Wowa ihr Vater?« Ein Karubiner reagierte nach außen gar nicht. Und nach innen mit einer Hammerdepression.

»Hör zu«, sagte ich leise zu Serafina, die bestimmt schon wieder vergessen hatte, was sie mich gefragt hatte, denn sie war immer noch mit ihrer Endlos-SMS beschäftigt. »Es ist alles scheiße. Das muss dir als Antwort reichen.«

»Was?«, sagte sie.

»Ich sagte, du siehst ganz anders aus, seit du bei Valja lebst.«

Sie guckte mich erstaunt an. »Wie? Woher weißt du, dass ich ihm gerade schreibe?«

Es wurde auf eine Art still, die ich nicht kannte, bedrohlich, bedrückend, beängstigend. Dann sagte Serafina: »Du hast keine Ahnung, was für ein Arschloch er ist. Er hat mich angefummelt.«

»Dich?«

»Und jetzt will er sich ständig bei mir entschuldigen. Er hat Angst, dass ich nicht zurückkomme. Warum hatte er damals keine Angst, mich gehen zu lassen?«

Sie robbte an den Rand des Betts, erhob sich keuchend, humpelte ins Bad, und obwohl sie die Tür zugemacht hatte, hörte ich kurz darauf ihren lauten Pferdestrahl. Noch während die Spülung rauschte, rief sie: »Ich hab gleich am ersten Abend lange mit ihm auf der Terrasse gesessen. Mama war schon im Bett – ihre erste Miami-Migräne –, und Valja und ich haben über Mel geredet.« Sie stand jetzt wieder vor mir, und obwohl es nicht sein konnte, roch sie nach diesen blauen Kristallen, die immer in den öffent-

lichen Pissoirs herumliegen. »Mel war seit 1921 in den USA, als Weißer, der vor den Roten fliehen musste, das war seine Agentenlegende. Zuerst New York, dann Illinois, dann Washington, D. C. Er arbeitete sich hoch bis ins Verteidigungsministerium. Er kam immer als Erster ins Büro, ging als Letzter und hatte nie eine eigene Meinung. Verstehst du, Kleiner, er wartete zehn Jahre auf seinen Einsatz, er wusste nicht, was sein Einsatz sein würde, aber als es so weit war, als er endlich die amerikanischen Aufmarschpläne für Sibirien kopieren wollte, kam Sergeant Gregorian ins Kartenzimmer.«

»Komm zur Sache, Exschwester, ich muss schlafen. Ich bin eben erst angekommen«, sagte ich unfreundlich. Mir waren plötzlich Julčas schöne weiße Brust- und Hüftstreifen wieder eingefallen, und Serafina sollte meinem scharfen Zigeunerbraten hier auf keinen Fall begegnen.

»Als Valja in seiner Mel-Geschichte zu der Stelle mit dem Kartenzimmer kam«, sagte sie keuchend, »rutschte er auf dem Sofa noch näher an mich heran. Ich dachte, mein neuer Papa sucht eine gemütlichere Stelle zum Sitzen. Aber plötzlich umarmte er mich und fing an, mich zu küssen und zu flüstern: ›Du siehst genauso so aus wie deine Mutter, als sie noch jung war ...‹«

»Mamascha war früher fett?«

Zum Glück hatte sie das nicht gehört. Ihr Blackberry piepte, und sie begann, so wild darauf heruzudrücken, dass es ihr fast aus den Händen gesprungen wäre. Ich dachte, jetzt nimm ich dir gleich das Telefon weg, schlag dir damit den Kopf ein, und dann schmeiß ich es aus dem Fenster. Danach habe ich bestimmt keine Probleme mehr mit der Causa Wechsberg. Als sie fertig war, verdrehte Serafina die Augen wie eine Nonne nach ihrem ersten Orgasmus. Arme Serafina, wirklich, mehr hatte sie nicht vom Leben? Sie tat mir trotzdem nie leid, auch jetzt nicht, dafür musste ich als Kind für sie zu oft schreckliche Sachen machen. Einmal hatte sie mich gezwungen, vor ihren Freunden einen bekannten tschechi-

schen Schlager zu singen. Mit Kopfstimme, in matschgrauer Winterstrumpfhose und mit einem Metallkübel auf dem Kopf. Während ich sang, durften die Freunde mit Holzlöffeln im Takt auf den Kübel schlagen. Oder sie hatte mich zur Maidemonstration mitgenommen, und als wir an der Tribüne vorbeiliefen, sagte sie, ich solle laut rufen: »Novotný hat einen Mäuseschwanz!« – was ich, fünf Jahre jünger und dümmer, natürlich machte. Und ich musste ständig bei ihr im Bett schlafen, mit dem Kopf nach unten, und ihr mit den Händen die kalten Füße wärmen. »Wenn du's den Eltern sagst, ritz ich mit Mamas riesiger Hühnerschere einen Davidstern in dein Säckchen«, drohte sie mir.

»Kleiner«, sagte die erwachsene Serafina jetzt, vierzig Jahre später, »hast du mir was zu sagen?«

»Es hat nichts mit dir und den Wechsbergs zu tun«, sagte ich, »wirklich. Ich bin froh, dass ich endlich weiß, warum du so anders aussiehst als ich.«

»Warte, bis ich abgenommen hab!« Sie war gar nicht beleidigt. »Vielleicht krieg ich dann die gleiche fanatische Trotzkirube wie du. Ich gehe hier übrigens jeden Tag schwimmen, unten, in Žižkov, in die Olšanka. Komm doch mal mit. Sie haben Duschen, die entweder eiskalt sind, oder man verbrüht sich. Auf jeden Fall kommt immer Wasser raus.«

»Schau«, sagte ich, »es ist nicht einfach, darüber –«

»Ist es«, unterbrach sie mich, »weil du nicht in die Italská darfst? Ich lass dich rein, Karotte. Du darfst dort herumschnüffeln und auch mal übernachten. Von mir erfahren die alten Idioten nichts!«

Ich stellte mich ans Fenster. Draußen war fast nichts zu sehen, nur das sterbende orange Licht einer dieser Prager Romantiklaternen, die auf der Kleinseite an jedem zweiten Gebäude hingen. Das schmale zweistöckige Häuschen gegenüber war das letzte in der Nerudova, das sie noch nicht renoviert hatten. Es war grafitgrau, die barocke Fassade hatte Löcher, die wie Wunden aussahen, und es bückte

sich ängstlich, als hoffte es, dass die neue Zeit an ihm vorüberginge. Wer war ich? Ein zu junger, alter Mann, der zu lange jeden und alles abgelehnt hatte, frivol, exzentrisch, pünktlich, immer gestresst, und das nicht nur, wenn die Kurve meiner Schilddrüsenwerte mal wieder an den Himalaja erinnerte. Ich hatte, bis auf Noah, niemanden auf der Welt, und Noah aus Noah-Land hatte ich auch nicht wirklich. Wenigstens konnte ich darauf zählen, dass er mir die Beerdigung auf dem Prager Jüdischen Friedhof bezahlen würde.

Ich drehte mich so schnell zu Serafina um, dass sie vor Schreck ihren schweren Wechsbergkopf zurückwarf.

»Hast du ein Valja-Trauma?«, sagte ich. »Ja oder nein?«

»Nein, ich hab kein Valja-Trauma. Ich hab eher eine Wowa-Wut.«

»Also ja.«

»Also nein! Wieso musst du das so genau wissen, Karotte?«

»Na gut«, sagte ich, »dann erzähl ich dir eben nicht, was passiert ist. Und warum ich so abgenommen habe.«

»Ja«, sagte sie, »ich hab ein Valja-Trauma: Ich werd nie wieder mit jemandem schlafen wollen, der sich für meinen Vater ausgibt – oder der mein Vater ist.« Und sie schnaufte wie Jimmy, mein alter Lieblingsbonobo von Hagenbeck.

Jetzt ging ich pinkeln und kam lange nicht zurück. Beim Pinkeln dachte ich zuerst, mach bloß keine Geräusche, dann dachte ich, ihre Geschichte ist noch schlimmer als deine.

»Ich bin angezeigt worden«, rief ich, während ich mir die Hände wusch, aus dem Bad. »Natürlich zu Unrecht. Aber ich komm da raus. Leider werd ich erpresst ... Du hast dir vorhin gar nicht die Hände gewaschen, du Schwein!«

»Du – angezeigt? Hast du jemandem die Idee für ein Buch gestohlen?«

»Ja, wie immer. Aber im Gegensatz zu dir hab ich's zu Ende geschrieben. Was macht übrigens dein Valja-Roman? Wie hieß er noch mal? *Die bulimische Enkelin des Meisterspions?*«

Wieder dieses Schnaufen.

»Wusstest du«, sagte ich, »dass Wowa im gleichen Geschäft war wie Mel? Deckname Quido.«

»Jetzt sag schon.«

»Sexuelle Belästigung.«

»Wow.«

»Schwör, dass du niemandem etwas sagst!«

»Ich? Schwören? Das hat doch bei mir sowieso keinen Sinn.«

Ich fing an, sehr angestrengt nachzudenken. Seit Serafina in meinem Hotelzimmer war, hatte ich keinen einzigen interessanten Gedanken gehabt. Mir fiel nur ganz kurz die Geschichte von Awi Blumenschwein ein, der als Sechsjähriger von einem Urologen Hormonspritzen bekommen hatte, weil seine Eltern sein Schwänzchen zu klein fanden. Seitdem hatte der hässliche Hundertzwanzig-Kilo-Awi einen Dauerständer – und keine Probleme mit Frauen. »Sie sitzen immer auf mir und stöhnen, Awi, Awi, ich will hier nie wieder weg«, sagte Awi mit einem dreckigen Lächeln zu Noah und mir, als wir von ihm wissen wollten, warum es so viele waren. »Sie wollen Sicherheit, und was bietet ihnen mehr Sicherheit als ein Schmeckel, das aus ihrem Pitschkale gar nicht mehr rausgeht?« Über diesen Schwachsinn hatte ich vorhin kurz nachgedacht, aber mir fiel dazu nichts ein, außer: Und welche Spritzen hat Serafina nicht bekommen?

Eigentlich war immer nur die Saunasache in meinem Kopf – seit Oktober schon –, sie lief parallel zu allem andern. Manchmal versuchte ich zu meditieren, um mich abzulenken. Ich wusste nicht, wie man es machte, aber ich vermutete, dass man sich etwas vorstellen musste, so lange, bis sich die Seele von den Gedanken löste, bis es egal war, was die Fakten waren – oder so ähnlich. Also stellte ich mir, um nicht wieder an die schwarze kalte Lobby des Elstar Body Clubs denken zu müssen, jetzt die Zahnputzkehr vor, die Oritele in unserem ersten und einzigen guten Winter auf dem Weihnachtsmarkt in der Sophienstraße gekauft und, ohne zu fragen, zwischen mein Rasierzeug und meine Anti-Rosacea-Creme aufs Waschbecken gestellt hatte. Es war eine Sanduhr, die von einem Holzmännchen mit rotem Hut und

weiß gepunktetem Hemdchen gehalten wurde, und das Männchen sah so aus, als wisse es, dass es nie etwas anderes halten werde. Würde ich mich auch immer so einsam und allein an meinen Dudek klammern?, dachte ich plötzlich. Meditation misslungen.

Nachdem die Polizisten aufgeschrieben hatten, was ich zu sagen hatte, guckten sie mich wie zwei Roboter an. Wir standen am Treppen, neben dem Elstar-Eingang, und direkt gegenüber, auf einem langen Ledersofa, saß die geschockte, von mir misshandelte Madame und weinte in ihre metallicblaue Prada-Tasche. Der alte Polizist – Schloimels Lieblingswort aus seiner Schwarzmarktzeit – hatte glasige graue Augen, in denen nicht einmal ein Hypnotiseur etwas hätte lesen können. Die aufgemotzte Türkin dagegen war eindeutig böse auf mich. Sie glaubte mir kein Wort, und als sie vorhin mit Madame gesprochen und ihre Version notiert hatte, hörte ich, wie sie sagte: »Das ist natürlich so einer.« Jetzt betrachtete sie mich kalt und herablassend, und ich dachte, ein Glück, dass nicht 1915 ist und ich kein wehrloser alter Armenier bin. Ich senkte sicherheitshalber den Blick. Als ich wieder hochguckte, stand ein kleiner, schöner Rockstartyp in einer engen Jeans und einem engen schwarzen Jackett vor uns. »Ich will eine Aussage machen«, sagte er zu den beiden Polizisten, »ich habe alles gesehen. Er ist unschuldig.« Das also war Claus die Canaille, der Erpresser, der mich vielleicht retten würde. Aber nur, wenn mein Verlag seinen Roman rausbringen würde. Und wenn in der Scheißsauna keine Kameras eingebaut waren.

»Schwöre«, wiederholte ich.

»Ich schwöre – bei deinem Leben«, sagte Serafina.

Und dann erzählte ich ihr alles – fast alles –, und beim Reden hörte ich mein Herz schlagen. Ich mag das, aber es passiert nicht sehr oft. Als mich Merav ein Jahr später am letzten Tag von Sukkot morgens um vier anrief, um mir zu sagen, Noah sei von den Dschandschawid entführt worden, klopfte es wie verrückt. Sie schrie, ich sei schuld, ich hätte ihn nicht ständig damit aufziehen sollen, dass er sich nicht in die Dritte Welt traue. Dritte Welt, dachte ich schlaf-

trunken, die gibt es doch gar nicht, hast du das nicht von Noah gelernt, du kleinwüchsige Heiratsschwindlerin? Dann schlug mein ertapptes trauriges Herz so laut, dass ich Meravs Gekreische kaum noch hörte.

»Bist du verrückt geworden?«, sagte Serafina, als ich mit meiner halb wahren Saunastory endlich fertig war.

»Sieh dich doch selbst an«, sagte ich. »48 und wohnt immer noch bei der Mama.«

»Wie kann dir so was passieren, Kleiner? Warum passt du nicht auf?« Sie guckte mich so böse an wie früher, wenn sie in einem Buch, das ich las, ein Lesezeichen entdeckte. Lesezeichen hatte sie mir aber verboten, ich sollte mir merken, auf welcher Seite ich gerade war. »Und du hast dich wirklich nicht angefasst?«

»Ich?«

»Du.«

»Nein.« Ich versuchte, so empört wie möglich zu klingen. »Was bin ich – so dumm wie Rabbi Balaban?« Der war, das wusste sie bestimmt noch, mein Lieblingssynonym für Idiotie. Der Dummkopf hatte es geschafft, das erste Mal nicht länger als zwei Jahre in Hamburg Rabbiner zu sein, und kaum war er weg, hassten ihn alle – na ja, fast alle – noch mehr. Er flog aber nicht wegen seiner saftlosen, immer leicht antizionistischen Predigten raus, die er an Neujahr mit einem lauten, selbst verfassten, paranoiden Gebet für den deutschen Präsidenten beendete. Das hätten ihm die kalten Hamburger Juden bis zum Ende der Welt durchgehen lassen. Nein, Balaban hatte im Religionsunterricht den angehenden Bat-Mizwa-Mädchen etwas zu genau die Geschichte von Lot und seinen Töchtern erzählt und dabei die Hände etwas zu tief in seine Hose gesteckt. »Lot wurde von Hanna und Miriam betrunken gemacht und ins Bettchen gezerrt, was, meine lieben Majdelach, könnt ihr von ihnen lernen?« So ungefähr fing der Große Hamburger Sexskandal an. Aber dazu später mehr – viel mehr.

Serafina sagte lange nichts. Die Tränensäcke unter ihren Augen

wurden größer, die schwarzen, leicht fettigen Haare kräuselten sich wie tropische Schlingpflanzen, die man im Zeitraffer filmt. Woran dachte sie? Auch sie hatte bei Balaban für ihre Bar-Mizwa gelernt, und von ihr hatte man über ihn immer nur Gutes gehört. »Der Rabbi«, sagte sie, wenn sie am Sonntag vom Thorastudium nach Hause kam, »kann so schön von Gott erzählen, und wir lachen immer sehr viel.« Am Ende war aber nur sie es, die er durchfallen ließ, obwohl das überhaupt nicht ging. Hatte sie sich als einziges Majdele gegen seine Auslegung der Lot-Geschichte gewehrt? Wohl kaum, lieber hätte sie sie mit ihm nachgespielt. Dass ich ihn jetzt erwähnte, war natürlich eine Riesengemeinheit. Denn sie wusste, dass ich wusste, dass Balaban im Serafina-Land zwischen all den jungen Nazis nackt von der Decke hing.

Wie sie mich gerade verabscheute! Ihr Schweigen steigerte sich, es war traurig, ekelhaft, extrovertiert, doch bevor sie sich vor Wut auf mich werfen konnte – wie früher in Prag, im Hausflur, wo sie mich immer am liebsten verprügelte, weil es dort keiner mitbekam –, klopfte es an der Hotelzimmertür, dreimal lang, dreimal kurz. Ich stand scheinbar gelangweilt auf, ging, seltsam schleppend wie jemand, der nicht gestört werden will, zur Tür, machte sie einen Spaltbreit auf, und als ich dort Julča stehen sah – mit spitzem rotem Mund, mit ihren kleinen, spitzen Brüsten und einem Gesichtsausdruck voller proletarischer Selbstachtung –, sagte ich leise: »Warte in der Lobby. Und komm in fünf Minuten wieder zurück.«

»Wer war das?«, sagte Serafina.

»Der Hoteljunge. Unten wartet das kleine Arschloch Rashnawala Pranjabba. Ich glaube, Noah und ich kriegen die Buddhastatue endlich los.«

»Was für eine Buddhastatue?«

Ich antwortete nicht.

»Was für eine verdammte Buddhastatue?!«

»Fett, dick, nackt. Sie hat sogar Brüste, stell dir vor, und sie würde trotzdem nie eine Diät machen wollen.«

Eine Frage an den Psychologischen Weltkongress

Noah hatte ich von Madames Anzeige nichts erzählt. Er hätte sofort gewusst, dass ich lüge, wenn er nur die halbe Wahrheit gehört hätte – und für die ganze Wahrheit war ich noch nicht bereit, auch nicht bei ihm. Später kam die Geschichte mit den Dschandschawid und dem Entführungsvideo, und jedes Mal, wenn ich dachte, der kleine Noah werde von den großen Rädern der Weltgeschichte zermalmt, dachte ich auch, ich hätte ihm sagen sollen, dass ich noch perverser bin als er, das hätte ihn – eine Woche, einen Tag, eine Stunde vor seiner bevorstehenden Enthauptung – garantiert auf andere Gedanken gebracht.

Ich hatte mir oft vorgestellt, wie Noah zum Schluss, angebunden wie ein Hund, auf dem kalten, staubigen Boden von Schamal Darfur neben dem Zelt seiner Entführer lag. Es war natürlich Nacht, aber es wurde langsam wieder hell, der Himmel über der Nubischen Wüste war unten schon goldgelb wie ein Heiligenschein, oben aber noch tintenblau. Noahle drehte sich seit Stunden unruhig hin und her, so als liege Merav neben ihm und wolle endlich mal wieder bestiegen werden. Er war wütend auf Gerry, Tal und Jeff, weil sie abgehauen waren, ohne ihn mit seinem eigenen Geld freizukaufen. Er war traurig, weil er nie wieder mit mir nach Punta del Giorno zum Schreiben fahren würde. Er vermisste seine beiden Töchter, die meistens nicht mit ihm redeten, so peinlich fanden sie seinen deutschen Akzent in ihrem Hebräisch und seinen unterlegenen, stierenden Blick. Und er fragte sich, ob ich ihn – aka Itai Korenzecher – nach seinem Tod in der neuen Version meines *Shylock*-Buchs noch lächerlicher aussehen lassen würde als davor. Aber vor allem hatte er, der Internet-Exhibitionist, natürlich Lampenfieber. Ich sollte schlafen, endlich schlafen, dachte er bestimmt, das ist das Wich-

tigste, sonst bin ich morgen den ganzen Tag kaputt, und das geht auf keinen Fall, ich muss doch eine gute Figur machen, wenn sie mir vor laufender Webkamera langsam den Schädel absägen! Zur Ablenkung spielte er sich im Kopf immer wieder ein paar seiner privaten Sexvideos vor: er unter Ethel. Er unter Guinevere. Er unter Malgorzata, der polnischen Variante des Yeti, nachdem sie ihn zuerst in der vollen Badewanne unters Wasser gedrückt hatte. Weitere Variante: er mit Nataschale Rubinstein im Gespräch über C. G. Jungs inspirierende Therapiemethoden (das sie nie geführt hatten). Aber leider eben nicht: Ich mit meinem Sechzig-bis-siebzig-Grad-Dingeling in der Hand, während eine nackte, nasse, schwitzende Deutsche vor mir ihren riesigen weißen Arsch schüttelte.

Noahs sexuelle Erziehung war anders verlaufen als meine. Ich hatte gar keine, denn Mamascha und Papascha und erst recht Serafina taten meist so, als hätte ich nichts zwischen den Beinen. Noah dagegen durfte alles, solange Schloimel, Frau Forlani und die einbeinige Thekla wussten, was er machte. Das erste Mal ging er ins Eroscenter in der Herbertstraße mit seinem Vater. Schloimel spazierte mit ihm, als wären sie im Prado, systematisch von Tür zu Tür, von Stockwerk zu Stockwerk, er zog mit einem leisen Schlurfen seinen behinderten, verwachsenen Fuß nach und erklärte Noah, welches Mädchen wie sei. »Die da kann sich so bewegen, dass du nicht zu schnell fertig bist. Die dort kann schön lachen. Und diese hier kann mit ihrer Pitschkale *Die kleine Nachtmusik* pfeifen.« Als sie vor einer kleinen traurigen Jamaikanerin stehen blieben, die nur einen zerfetzten türkisen Slip trug und mit etwas spielte, das wie ein Dudek aus Plastik aussah, flüsterte Schloimel: »Das probierst du erst später. Aber ich kann dir jetzt schon sagen, Jingele, es gibt Schlimmeres, als sich für einen Hunderter die Prostata massieren zu lassen.«

Noah – zwei Tage vorher sechzehn geworden – nickte gelangweilt. Er hatte längst andere sexuelle Pläne. »Schloimel, ist Prostata nicht etwas, woran man eigentlich stirbt?«, sagte er müde.

Schloimel schüttelte weise lächelnd den Kopf. Er hatte schon einiges hinter sich. In Buczacz wurde er Judenältester, weil sein eigener Vater ihm den Vortritt gelassen hatte, und als Fejge Forlani an seiner Stelle den Zug nach Belzec bestieg, kam er nicht zum Winken, so traurig machte ihn das. Das war das erste Mal, dass Holy Schloimel nicht starb. Insgesamt hatte er sieben Mal Glück gehabt, meistens, weil Gott einen anderen für ihn opferte, und obwohl Schloimel aus Protest seit dem 1. September 1939 nicht mehr betete, gab ihm das zu denken. Das letzte Leben bekam er nach dem Krieg geschenkt, bei einer Schießerei im Cheschbon in München, dem einzigen Pastrami-Laden Deutschlands (es ging um den Bebauungsplan für das Hamburger Messegelände). Und woran starb Schloimel, der Pate vom Klosterstern, als er wirklich starb? An Prostatakrebs natürlich, und erst in diesem ergreifenden Augenblick wandte er sich endlich an Gott – aber es war zu spät.

Dass es ausgerechnet so kommen würde, wusste der weise lächelnde Schloimel nicht, als er Noah in der Herbertstraße in die Geheimnisse der Liebe einführte. Dafür wusste der kleine Noah genau, was er nicht wollte: sich einen Plastikdildo in den Tuchesrammen zu lassen. Er stieß seinen Vater ungeduldig in die Seite, damit sie schneller weitergingen, und das erinnerte Schloimel daran, wie er seinen eigenen Vater genauso in die Seite gestoßen hatte, als der ihn das erste Mal in Buczacz in den Cheder brachte, wo es noch schrecklicher war, als er erwartet hatte. Inzwischen waren die beiden im obersten Stockwerk, bei den Osteuropäerinnen. Sie gingen wieder langsamer, sicherer, interessierter, und plötzlich stand in der Tür eines mit Wrestlingplakaten, Madonnenbildchen und Plastikblumen geschmückten Zimmers Noahs letztes polnisches Kindermädchen. Du böse, böse Frau, dachte Noah, bist du es wirklich? Sie war gut in Form. Ihre Arme waren noch immer dick wie Nudelhölzer, und sie stand auf zwei strammen muskulösen Pferdebeinen. Ohne sich nach seinem Vater umzusehen, machte Noah einen Schritt auf sie zu, blieb stehen und sagte schnell atmend: »Wie viel?« Sie sagte:

»Für das, was du willst, moje kochanie, zweihundert, und denk nicht, dass du Rabatt bekommst, du kleine, verwöhnte, jüdische Bisamratte!« Und schon hatte Noah einen kräftigen Halben und verschwand mit ihr hinter der sich langsam schließenden Tür.

Schloimel blieb im Gang stehen, und als Noah eine halbe Stunde später wieder rauskam, sagte er: »War das nicht unsere Malgorzata, mein Kleiner? Die mochtest du doch früher auch schon so gern.«

»Nein, Papi«, sagte Noah. Er hatte immer noch den verdrehten, seligen Blick einer Comicfigur, die gerade einen Schlag auf den Kopf bekommen hat. »Ich hatte meistens schreckliche Angst vor ihr.«

»Meistens? Und wann nicht?«

»Wenn ich nicht allein mit ihr war.«

»Aber Noahle, du warst doch nie allein mit ihr. Es lief doch immer die Kamera.«

»Was?«

»Das wusstest du nicht? Das haben wir dir nie gesagt?«

Also doch, dachte Noah, also hab ich's mir doch nicht eingebildet! Verdammt, verdammt, verdammt! Sie haben mich wirklich gefilmt, von morgens bis abends, jahrein, jahraus, und jetzt ist meine ganze Jugend für immer gespeichert, meine ganze durchonanierte Loserjugend. Haben sie mir vielleicht auch noch absichtlich morgens kein Ritalin in die Cornflakes gekippt? »W-w-was für eine Kamera, Schloimel?!«

»Die erste Sony mit Nachtsichtfunktion und automatischem Zoom«, sagte Schloimel stolz. »Als ich sie in der Firma einbauen ließ, sagte ich zu deiner Mutter, es wäre gut, wenn wir ab und zu auch auf dich ein Auge werfen könnten. Also kam eine zweite Videoanlage in die Wohnung. Hätten wir's nicht tun sollen, Pupkale? Für wen hältst du uns, für gojische Rabaneltern?« Er kniff Noah in die Wange, dann sich selbst. »In der Mischna steht: Wer im Geschäft sitzt und die Papiere besieht, ist nicht bei seinen Kindern. Und wer bei den Kindern ist, besieht nicht die Papiere. Aber nicht, weil es nicht erlaubt wäre,

sondern weil der Weg zwischen beiden Handlungen weit ist. Rabbi Schimon sagt: »Dieses Problem sollte man lösen.«

»Spinnst du, Papi?«

»Hab ich dir eigentlich jemals erzählt, dass dein Opa Fejge auch so ein Luftmensch war wie du?«

Und jetzt zu etwas ganz anderem: Ich hätte Claus, der Canaille, gleich sagen sollen, dass ich kein Interesse an seiner Falschaussage habe, dann wäre sowieso alles anders gekommen. Ich wäre dann nicht Silvester 2005 nach Prag gefahren, um die Saunasache zu vergessen, weil ich längst mein Urteil kassiert hätte. Noah wäre nicht allein nach Berlin geflogen, er hätte nicht Ethel Urmacher wiedergetroffen, und er hätte nicht mit Tal und Gerry das zweite Goebels-Video gedreht und ihnen Schloimels hart ergaunertes Geld versprochen – und sie hätten nicht nach diesem schrecklichen Streit in meiner brennenden Wohnung beschlossen, ihn doch in den Sudan mitzunehmen. Was den Steinbock-Dickkopf Noah überhaupt erst auf den Darfur-Ausflug so scharf machte.

Claus rief mich noch am Abend meines Elstar-Ausrutschers an. »Hallo«, sagte er mit einer hohen, weinerlichen Stimme, die mir wie eine lange traurige Lilie in einer zerbrechlichen Glasvase vorkam, »hier ist der Claus, Sie erinnern sich, Herr Karubiner?« Ich erinnerte mich. Ich saß – wie immer, wenn ich mir das Ende von allem herbeiwünschte – auf dem Küchentisch und schaute düster aus dem Fenster. Seit ich aus dem Fitnessclub nach Hause gekommen war, konnte ich mich vor Angst fast nicht mehr bewegen. Das Telefonat hatte ich nur deshalb angenommen, weil das große, alte Nokia in meiner Hosentasche direkt neben meinem Dudek vibrierte, und von Erektionen hatte ich an diesem Tag genug.

»Ich weiß, wer Sie sind, lieber Herr Karubiner«, sagte Claus leise – sehr leise –, »ich kenne Sie, seit ich siebzehn bin. Am besten hat mir Ihr letztes Buch gefallen, *Die Rubiners*. Ich fand es unfair und antisemitisch, was im Fernsehen darüber gesagt wurde. Sagen Sie, bitte«, –

er hustete nervös –, »ist es sehr schwer, wie sagt man, im Licht ... im, im ... jetzt helfen Sie mir doch mal!« Langsam gefiel mir das Telefonat, und auch meine Lähmung löste sich. »Im Licht der Öffentlichkeit zu stehen?«, ergänzte ich. »Genau! Genau das meine ich. Sie sind wirklich ein Mann des Wortes. Und? Ja oder nein?« Ich dachte über die Frage ernsthaft nach: So berühmt, wie er sich das vorstellte, war ich gar nicht, mich kannten eigentlich nur die Leute, die ich in meinen Büchern beleidigt hatte. Und weil ich meistens über meinen Vater und seine großen und kleinen Schweinereien schrieb, war er wahrscheinlich der einzige Leser, der mich ernst nahm. Trotzdem hätte der StB-Mann Wowa Karubiner, Deckname »Quido«, natürlich nie etwas dazu gesagt. »Sie«, sagte Claus, die Canaille, gedehnt – sehr gedehnt –, »haben bestimmt keine Lust, im Licht der Öffentlichkeit zu stehen, wenn es nicht gerade darum geht, auf die Bestsellerliste zu kommen.« – Pause – »Sie Arschloch!«

Nein, ich hatte mich nicht verhöhrt. »Jedenfalls« – Claus fing wieder an zu husten, so leise, dass es wie Weinen klang – »ich hab auch was zu Papier gebracht, einen kleinen Familienroman. Vorne steht ein Motto von Ihnen, Sie Spanner, ich weiß aber nicht, ob ich das nach den Ereignissen von heute stehen lassen kann, ein Satz aus ... aus ... na los, jetzt raten Sie schon!« »Aus den *Rubiners?*« »Genau. »Eine Familie ist nichts anderes als ein Schtetl vor dem Pogrom«, zitierte er mich langsam und besserwisserisch. »Das hab ich wirklich geschrieben?« »Hören Sie auf, Sie eingebildeter Scheißer! Raten Sie lieber, wie der Roman heißt.« »*Die Meiers? Die Müllers?*« »So ähnlich. Aber natürlich viel besser: *Die Litze der Hammerbachs!*« Er sagte kurz nichts, und ich dachte – nachdem ich mich gefragt hatte, was eine Litze ist – mit einem angenehmen Grausen: Vielleicht waren ja tatsächlich in der Sauna Kameras, die jede meiner eleganten Wichsbewegungen aufgenommen haben, und darum wird er sowieso nichts von mir verlangen können. Dann merkte ich, wie die Lähmung wiederkam. »Und jetzt wollen wir doch mal sehen«, sagte er, »ob Ihr Verlag Lust hat, mein Buch zu veröffentlichen.« »Sonst?«

»Sonst werde ich leider die Aussage zurückziehen müssen. Sonst werde ich sagen müssen, tut mir leid, Herr Staatsanwalt, die Frau hat zwar wirklich den halben Nachmittag lang die Sauna mit dem Crazy Horse verwechselt, um uns Männer zu provozieren – aber der berühmte Herr Schriftsteller hat sich trotzdem an sein Ding gefasst. Ist mir bei genauerem Nachdenken wieder eingefallen.« Ohne zu zögern, sagte ich, er solle mir sofort das Manuskript seines kleinen Familienromans schicken, ich diktierte ihm meine Adresse und legte auf.

Kaum hatte ich an die Kameras gedacht, war ich natürlich verloren. Mir fiel sofort Noah mit seinem Verfolgungswahn ein. Jetzt hatte ich das gleiche Problem wie er. Früher hatte ich mich immer über ihn lustig gemacht. Ich dachte, wer von Überwachungskameras redet, ist nicht ganz das, was man einen normalen Menschen nennt, aber er ist mein Bruder und ich liebe ihn. Noahle – eindeutig sensationslüstern, schwärmerisch, oft bis zur Depression nachdenklich – hatte die Symptome eines Paranoiden gehabt, nur leider zu Recht. Das war sehr interessant. Seine Eltern hatten ihn observiert, er spürte es, und dass er das eines Tages in der Herbertstraße herausgefunden hatte, schaffte die Sache auch nicht mehr aus der Welt.

Und was spürte ich, wenn ich an die Elstar-Sauna dachte? Nichts Metaphysisches, eher eine kindliche Beklemmung, eine Art theatralische Todesangst. Und plötzlich hatte ich auch noch andere Fragen an den Psychologischen Weltkongress: Werden wir von unserer Umgebung zu dem gemacht, was wir vorher nicht waren? Bilden wir uns den Horror niemals bloß ein? Leben wir in einer Welt, die wir überhaupt nicht kennen? Dreimal ja, lautete meine Antwort – und ab sofort ging ein anderer Soli jeden Morgen zum Briefkasten. Ein Soli, der nicht mehr daran glaubte, dass alles logisch erklärbar sei und in the long run gerecht, ein Soli, der fest damit rechnete, dass der Staatsanwalt ihm bald schreiben würde: »Sehr geehrter Herr Karubiner, im Verfahren gegen Sie wegen Exhibitivismus sind neue Erkenntnisse aufgetaucht, Sie haben die Möglich-

keit, Ihre Aussage noch zu ändern, aber so viel sei jetzt schon gesagt: Wir haben alles auf Film, Sie jüdisches Dreckschwein!«

Der Brief, vor dem ich solche Angst hatte, kam aber nicht. Jeden Morgen rannte ich im Pyjama drei Stockwerke runter, zählte flüsternd bis zehn und öffnete den Briefkasten. Nichts, keine Post vom Gericht, kein Erschießungsbefehl, kein Deportationsbeschluss. Den Rest des Tages verbrachte ich in einer manischen, ausgelassenen Stimmung, und die Furcht, als öffentlich aktiver Perverser so berühmt zu werden, wie ich es als halb bekannter Schriftsteller nie sein würde, kam erst am nächsten Morgen wieder, zwischen vier und fünf. So wurden die Nächte immer kürzer und schwärzer. Ich versuchte Tavor, übertriebene Onanie, Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Vergeblich. Die letzte Chance, alles zu vergessen, war darum Prag gewesen. So gesehen hatte Serafina recht. Prag war eine jugendliche Fantasie, die ich als Jugendlicher natürlich nie gehabt hätte. Andere Gedanken, andere Sprache, keine feste Adresse, hoffte ich. Aber leider war auch das keine so gute Idee. Denn in Prag lauerte die fette Serafina, dieser Horrorfilm auf zwei Beinen, immer bereit, anzugreifen und sich zu verteidigen. Was dort schließlich Anfang Januar 2006 passieren sollte, hatte ich schon mal so ähnlich geträumt. Im Traum war meine Halbschwester aber nicht in der Italská über mich hergefallen, sondern in einem Gebüsch im Innocentiapark.

Und noch eine Frage an den Psychologischen Weltkongress: Wenn Holy Schloimel und Frau Forlani jahrelang auf dem Monitor ihrer Überwachungsanlage sahen, dass Noah von Malgorzata und den anderen Kindermädchen geschlagen wurde – warum griffen sie nicht ein? Weil sich mein Noahle diese Geschichte ausgedacht hatte? Nein, viel zu kompliziert. Die Forlanis waren eben auch nicht besser als die Karubiners. Sie waren feige, moralisierend, brutal wie jeder Jude, der erst mit einem Bein das Getto verlassen hat. Und vielleicht verband Noah und mich das viel mehr als unsere ewige melancholische Buczaczer Geilheit.

Der falsche Buddha

Der Buddha, der mich reich machen sollte, sah aus wie Chruschtschow – wie ein nackter Chruschtschow mit Lendenschurz und Piercing, aber ohne Arme. Er war wunderschön. Ich hätte ihn am liebsten behalten, doch ich hatte zu viel in ihn investiert. Außerdem war er tausend Kilo schwer, und mein Haus in der Swinemünder war das letzte in der Gegend, das noch nicht renoviert worden war. Es war klapprig, hellhörig, eine statische Katastrophe. Wir hatten eine undichte Eingangstür, die Fensterrahmen waren aus nikotingelbem DDR-Kunststoff, und bei jedem Schritt, den man machte, knarrten die Dielen lebensgefährlich. Ich lud nie mehr als zwei Leute gleichzeitig zu mir ein, weil ich Angst hatte, wir könnten durchbrechen und bei dem alten Marxismus-Leninismus-Professor unter mir im Bett landen. Der tonnenschwere Buddha – frühe Mahayana-Periode und aus hellrot schimmerndem Sandstein – wäre bis in den Keller durchgerauscht.

Das mit dem Buddha war Noahs Idee gewesen. Er wollte, dass auch ich endlich mal ein Geschäft machte. »Du gehst mit zehn Prozent rein«, sagte er, »bekommst aber fünfzig.« Noah fand mich, glaube ich, schon immer auf eine unjüdische Art ahnungslos. Das war unlogisch – aber ganz falsch war es nicht. Ich liebte und verstand das Einsteinhafte, Alchemistische, Metaphysische an der Idee, Dinge, die nichts oder wenig gekostet hatten, für viel Geld zu verkaufen, und ich versuchte nicht nur auf dem Mauerpark-Flohmarkt, den ich jeden Sonntag nach Judaika und alten französischen Porno-Postkarten absuchte, erbittert zu handeln. Die Dries-Höschen und den Rest meiner Garderobe – Margiela, Dior und immer wieder Dries – kaufte ich meistens für den halben Preis im Schlussverkauf. Und ich schaffte es, fast jedes mir angebotene Honorar durch

penetrantes Nachfragen mindestens zu verdoppeln, und wenn ich es nicht schaffte, hatte ich später beim Schreiben eine kleine Depression. Aber hatte ich jemals mein Geld anders als eine alte Frau angelegt, nach dem Prinzip »Sparbuch, Berliner Angestelltenbank, 1,5 Prozent Dividende im Jahr«? Natürlich nicht. Denn Risiko interessierte mich nicht. Und es war sehr riskant, Geschäfte zu machen! Ich musste bloß an Wowas Vater denken, meinen Großvater, den ich als Kind so aufrichtig geliebt hatte wie niemanden sonst in der Familie, an Djeduschka Karubiner, der in den Sechzigerjahren in Breschnews Russland gehenkt wurde, weil er die vielen Dollars, die er nicht ganz legal mit einem größeren Posten Penizillin gemacht hatte, ausgerechnet Wowa anvertraut hatte. Aber dieser Teil der Karubiner-Saga kommt noch. Babuschka Karubiner war schon vierzig Jahre vorher draufgegangen, bei der Aktion »Gurken aus Kapustowo«.

Noah wollte trotzdem unbedingt einen besseren Juden aus mir machen. Einmal sollte ich mich mit ihm an einem New Yorker Fernsehsender beteiligen, auf dem tagsüber Gespräche mit und über Jeshajahu Leibowitz laufen würden und nachts in Endlosschleife die israelische Nationalhymne. Aber die Sache war am Ende sogar Noahle ein wenig zu wolkig und zu riskant. Als er dann in der Cantina bei einem von Merav organisierten Anti-Phimose-Dinner im Herbst oder Winter 2000 das kleine Arschloch Rashnawala Pranjabba kennenlernte, der ihm nach zehn Minuten eine Beteiligung an dem Chruschtschow-Buddha anbot, war Noah sofort klar, dass ich mitmachen musste, denn ein so gutes und einfaches Geschäft erwischte man nicht jeden Tag. Gleichzeitig beschloss er, dass der kleine hübsche schnurrbärtige Rashnawala für ein paar Scheine Merav ficken sollte.

Rashnawala hieß eigentlich Rami Bar-On. Er war aus Petach Tikwa und hatte 1988/89 im Libanon mit einer Spezialeinheit Hisbollah-Raketenbauern und zufällig vorbeiziehenden Schafhirten leise und unsichtbar wie ein Geist die Kehlen durchgeschnitten. Danach hatte er zehn Jahre lang im Trapeang-Chhuk-Tempel

im Nordosten Kambodschas seine angeschlagenen Sajeret-Matkal-Nerven kuriert, meditierend und immer ein anderes Lou-Harper-Lied im Herzen. Als er wieder weg war, fehlten in und um Angkor Wat ein paar besonders hübsche Schivas, Lingas, Nagas und schmerzhaft seltene Wandreliefs. Das alles erzählte er Noah in der Cantina nicht. Er sagte nur, er sei Kunst- und Antiquitätenhändler mit Sitz überall, und wir könnten über ihn einen sehr gut gelaunten Buddha aus der Zeit von König Jayavarman V. kaufen, der Buddha hätte – angeblich – seit den Dreißigerjahren in Genf, im Atrium einer großen weißen Villa, gestanden, als Haupt- und Prachtstück einer Khmer-Kunst-Sammlung des zweitgrößten Schweizer Lebensmittelhändlers. »Migros oder Magros?«, witzelte Noah. Aber Rashnawala erwiderte bloß trocken: »Also was? Willst du mir zusammen mit deinem Schriftsteller-Freund zweihunderttausend Dollar vorstrecken? So viel soll der freundliche Fettklops kosten. Damit bezahl ich ihn, hol ich ihn aus der Schweiz raus, bring ihn in einer Kiste mit doppeltem Boden nach London, und wenn ich ihn dort für, sagen wir, eine halbe Million Dollar verkaufe, krieg ich dreißig Prozent vom Gewinn. Also ungefähr hunderttausend. Korrekt?«

Noah runzelte – so wie früher Schloimel vor einem Vertragsabschluss – angewidert und gierig die Stirn. Er sagte: »Siehst du die kurzbeinige, scharfe Schwarzhaarige dahinten an der Bar?« Rashnawala drehte sich um. »Meinst du die Kleine in den Prada-Schuhen, die auch ohne diese vielen Haare im Gesicht wie ein Äffchen aussehen würde?« »Genau die«, sagte Noah. »Also pass auf: Hunderttausend liegen zwar nicht auf der Straße, wie mein Tate sagen würde, aber für dich ist sogar n-n-noch m-m-mehr drin. Wenn du mit dem Äffchen, mit dem ich übrigens zwei extrem süße Töchter habe, eine Affäre anfängst, kriegst du fünfundzwanzigtausend dazu. Solltet ihr euch ineinander verlieben, noch mal so viel. Und wenn sie mich deinetwegen verlässt, gehört dir mein ganzer Buddhagewinn. »Mann, Mann, Mann«, sagte Rashnawala,

»was hast du bloß gegen sie! Redet sie zu viel? Oder zu wenig? Oder musst du beim Sex immer das Licht ausmachen?« »Geht dich das was an, du kleiner beschissener Hehler?«, sagte Noah wieder mit dem vom seligen Schloimel geliehenen Leck-mich-Ton. Aber dann fiel ihm ein, dass er keinen einzigen vernünftigen Grund dafür nennen konnte, weshalb er Merav loswerden wollte, bis auf ihre lächerlichen hundertzweiundfünfzig Zentimeter natürlich – aber das allein konnte es doch nicht sein. »D-d-das geht dich überhaupt nichts an«, wiederholte er stotternd.

Da Rashnawala den Buddha eigenhändig im Trapeang-Chhuk-Tempel nachts vom Sockel gesägt, auf einen Laster gehievt und über die Grenze nach Thailand gefahren hatte, war sein Hauptgeschäft schon gemacht, als Noah ihm drei Wochen später – nachdem wir tagelang ein paar sehr elegant ausgeleuchtete Fotos vom Chruschtschow-Buddha auf den Bildschirmen unserer Computer angestarrt hatten – unser Geld übergab. Zweihunderttausend waren ein plausibler Gewinn, aber Rashnawala wollte den Buddha tatsächlich verkaufen. Darum sagte er jedes Mal, wenn Noah ihn anrief und fragte, was los sei: »Er ist wirklich ... wirklich fantastisch. Ich krieg ihn bestimmt bald los.« »Ist er noch in Genf?« »Ja, es geht ihm wirklich ... wirklich sehr gut.« »Wo ist er?« »Er steht gerade in Hamburg bei Darius Mann – den kennst du doch, oder? – im Atelier. Zu ihm kommen nur die Superreichen und Eins-a-Sammler mit Appetit. Das mit dem Buddha geht jetzt bestimmt tschik-tschak.« »Was für ein Darius?« »Der Maler – der deutsche Lucien Freud.« »Nie gehört.« »Ihr könntet eigentlich auch mal von ihm was kaufen. Die Martin-Bormann-Serie ist nicht schlecht.« »Ich dachte, du wolltest den Buddha nach London schaffen, und von Sotheby's hast du auch was gesagt.« »Und dann, du Scheißkopf? Glaubst du, ich hab Lust auf Scotland Yard und Knast?« »Hast du uns reingelegt, Rami?« »Was?« »D-d-du wusstest von Anfang an, dass man das Scheißding nicht los wird, gib's zu!« »Hallo, hallo – ich hör dich nicht. Hallo?« Es machte klack, und danach

ging Rami Bar-On alias Rashnawala Pranjabba drei Monate nicht mehr ans Telefon.

Kleiner, dummer Noah. Hatte er das von seinem Vater gelernt? Hätte der große Schloimel Forlani vielleicht etwas gekauft, das geklaut war? Absolut möglich. Aber er hätte sich die Ware vorher genau angesehen (Fotos hätten ihm niemals gereicht) und danach noch genauer überlegt, wer sie ihm abnehmen würde. Es gab zum Beispiel die Geschichte mit der goldenen Jaeger-LeCoultre, die Schloimels Freund Gabor Krickelbaum bis zum Schluss im Getto von Buczacz trug, obwohl er nichts mehr zum Essen hatte und sich statt Schuhen Lumpen um die Füße wickelte. Bevor er – dünn und hässlich wie eine Vogelscheuche – in Zeitlupe auf dem Bürgersteig der Gymnasiumsstraße niedersank und starb, ging er zu Schloimel ins Judenratbüro. Er zog zitternd, lächelnd, nach Luft schnappend die Jaeger-LeCoultre vom Handgelenk und sagte: »Wenn alles vorbei ist, gibst du sie meiner Mama. Sie lebt in Queens in Amerika. Versprichst du mir das?«

Als Schloimel 1958 nach New York flog – es ging um sein erstes Hotel im Ausland –, hatte er Gabor Krickelbaums Uhr natürlich dabei. Er fand die alte Frau Krickelbaum im Telefonbuch, fuhr für zehn Cent mit der U-Bahn zu ihr nach Queens, und nachdem sie sich ausgeweint hatte, sagte er: »Gabor hat mir gesagt, die wollen sie bestimmt haben!« Er hielt die Uhr in der geschlossenen Hand, dann öffnete er die Hand und schloss sie wieder und sagte: »Wissen Sie, wie oft ich die im Getto gegen was Anständiges zum Essen hätte tauschen können?« Die alte Frau Krickelbaum stand langsam auf, schleppte sich zu ihrem Küchenschrank, holte aus einer Mehdose ein paar Hundertdollarscheine, gab sie ihm, nahm dafür die Uhr und krächzte: »Und jetzt raus hier, du Ganef! Warum haben sie nicht dich umgebracht?!« Schloimel hatte diese Geschichte Noah oft erzählt. Sehr oft. »Weißt du, warum ich dir das erzähle, Putzkale?«, sagte er zu ihm. »Komm mir jetzt nicht wieder mir Rabbi Schimon, Papa, bitte!« »Woher wusstest du das?«, sagte Schloimel lachend, »Rabbi Schimon sagt: ›Im Zweifel sei klüger als die Zeit, in der du lebst.«

Im Winter 2003 – nach Oritele waren nun auch Mamascha und Serafina aus meinem Leben verschwunden – rief mich Noahle aus seiner Tel Aviver Ausweichwohnung in der Zlatopolsky an und sagte ohne Einleitung, ohne Begrüßung, ohne Geschmuse: »Ich glaube, mein lieber Karubiner, wir haben Scheiße gebaut.« Ich saß gerade in der Swinemünder über Wowas StB-Akten, die ich mir im Sommer aus dem Internet runtergeladen hatte, und hatte mehr Spaß als bei der Lektüre eines französischen Existenzialistenromans. Jedes Gespräch mit Kostja Kostos stand dort, Wort für Wort, und ich rannte seit Stunden auf einer engen, stinkenden Gasse zwei Verbrechern hinterher, von denen mindestens einer an das Gute im Schlechten glaubte. Das hier war ein anderer Papascha, als ich ihn kannte – und er hatte sogar Unterhaltungswert.

»Scheiße gebaut? Wieso?«, sagte ich abwesend, und ADS-Noah erklärte mir, für seine Verhältnisse ungewohnt konzentriert, was ich von Anfang an geahnt, aber ignoriert hatte, denn ich dachte immer, ein Geschäft, das nicht schmutzig ist, ist gar keins.

Als Noah fertig war, sagte ich: »Du weißt, dass die Vierzigtausend, die ich in den Buddha investiert habe, von meinem Vater sind? Und dass er mich, wenn er das Geld nicht zurückkriegt, ab sofort wieder wie einen kleinen Idioten herumstoßen wird. Und zwar zu Recht.«

»Ich hab ihn schon angerufen, Mäuschen. Also heul nicht. Er ist einverstanden, dass das Geld von deinem Erbe abgezogen wird – notfalls. Übrigens k-k-kann ich gerade durch mein Terrassenfenster sehen, wie sich ein Marokkaner mit einem ungewöhnlich großen Penis von deiner hysterischen Oritele nackt malen lässt.«

»Du bist doch bescheuert.«

»Ja, ich weiß, ich mach mir ja auch schreckliche Vorwürfe. Ich hätte dich Kommunistensohn nicht in dieses Geschäft reinziehen sollen.«

»Was für ein Marokkaner? Was redest du? Ist sein Ding größer als meins?«

»Ich glaube ... ich glaube, das ist Zoar Turgeman, der berühmte orientalische Schnulzensänger.«

»Scheiße. Ist sie auch nackt?«

Er antwortete nicht sofort. Dann sagte er: »Ich wusste ja gar nicht, dass sie keine Zizkales hat.«

Ich räusperte mich laut und verzweifelt – genauso wie Wowa, als Mamascha zu ihm sagte, sie gehe mit Serafina zurück zu Valja Wechsberg.

»War nur ein Spaß, Kleiner. Sie ist angezogen, und als er vorhin versucht hat, sie zu küssen, bekam er einen schönen Tritt in seine riesigen Tschach-Tschach-Eier.«

Noah schwieg, ich räusperte mich wieder, und dann redeten wir kurz gleichzeitig. Ich sagte: »Wie bist du Rami dahintergekommen?« Und er sagte: »Wie peinlich, der Chef von Goodlife handelt mit Raubkunst!«

»Das wollte ich auch gerade sagen«, sagte ich, diesmal schneller als er. »Knuter wird sich kaputt lachen, du Heuchler! Bei mir ist es so: Ich liebe dich natürlich sehr-sehr-sehr, aber ich würde dich etwas weniger verachten, wenn du einmal im Leben etwas gradliniger sein könntest. Wie wär's mit einer kleinen, gefährlichen Reise nach Afrika, zum Beispiel? Und vielleicht könntet ihr auf der Goodlife-Seite einen Forgive-me-Button einrichten, auf den jeder klicken kann, der zu Hause oder in seinem Museum archäologisches Diebesgut hat.«

»O-oh!«, sagte Noah. »Sie zieht sich aus!«

»Hast du nicht von Anfang an gewusst, dass der Buddha geklaut ist?«

»Hast du's gewusst?«

»Ich will nicht die Welt retten, Gandhilein«, sagte ich mit kühler, unbeirrbarer Betonung auf dem »ich«. »Ich darf ein Egoist sein.«

»Und genau darum – als übernatürlich selbstbezogenes Künstlerschwein – wirst du leider immer allein bleiben.« Er klang jetzt kurz angenehm ernst und unnoahhaft. »Du kennst ja meine Meinung zu dem Thema.«

»Und – kniet er schon hinter ihr?«, sagte ich.

»Du musst endlich nach Tel Aviv kommen, Soltschik, und mit Oritele Paartherapie machen!«

»Hilfe! Hilfe! Mr. Goodlife will auch mich retten!«

»Du musst – du musst – du musst«, sang Noah zur Melodie von *Di Grine Kuzine* in Tel Aviv ins Telefon. Jetzt war er wieder der Alte. »Sie ist Wowa in Frauengestalt, verstehst du? Verstehst du?! Und du solltest langsam lernen, ohne Mordideen neben Papi im Bett zu liegen und mit einem angenehmen Dreiviertel-Ständer Pläne für den nächsten Tag zu schmieden.«

»Okay, Ungefickter. Ich mach mit der blöden, kalten, selbstverliebten Sabra-Kuh eine Therapie. Aber nur, wenn du zu deinem ungarischen Doktor Savionoli in die Praxis zurückgehst, dich vor ihn kniest und ihm gestehst, dass du deine Mami hasst, weil sie dir nie verraten hat, dass man beim Onanieren seine Hände benutzen soll – und nicht die Matratze!«

Er lachte. Ich lachte auch. Und wenn es einen Gott gegeben hätte, hätte der gedacht: Habe ich wirklich solche Idioten geschaffen?

»Genug«, sagte ich. »Wie bist du dem kleinen Arschloch Rami überhaupt draufgekommen?«

Noahs Antwort überraschte mich. »Durch Nachdenken, denke ich«, sagte er. »Ich muss nur länger als dreißig Sekunden bei einem Thema bleiben, dann erfinde ich sogar die Kernspaltung neu. Und dann hab ich ihn auch noch gefragt.«

»Was hat er gesagt?«

»Er hat aufgelegt.«

»Und jetzt?«

»Wir hätten uns längst den Buddha anschauen sollen. Er steht in Hamburg.«

»Ja. Und du hättest damals nach Oxford gehen sollen.«

»Meinst du das im Ernst?«

»Seit wann ist der Buddha in Hamburg?«

»Jetzt ... jetzt leckt er sie. Jetzt aber wirklich!«

»Seit wann?!«

»Ich glaube ... um ehrlich zu sein, seit ein paar Jahren schon«, sagte Noah sterbend leise ins Telefon, und ich sah sein hässliches, süßes Tatarengesicht vor mir, wie es grauer und grauer wurde. Das war Noahs Spezialität – mit seiner Hautfarbe arbeiten, um von seinen Schuldgefühlen abzulenken. Dann aber – keine Ahnung, warum – sah ich Oritele. Die hatte ich schon ewig nicht mehr gesehen, nicht in echt und nicht vor meinem inneren Auge. Ich hatte mir eine Weile beim Onanieren noch ihre glänzende, hellbraune Pflaume vorgestellt, aber auch damit hörte ich bald auf, weil mir die schlaue Serafina kurz nach unserer Trennung und Oriteles Rückkehr nach Israel von ihrem Blackberry folgende Weisheit übermittelt hatte: »Du liebst nur ihre Hypersexualität, Kleiner, nicht ihren schlechten Charakter!« Daraufhin stand er mir sofort wieder einen halben Nachmittag lang – aber ich hatte verstanden.

Zur Erklärung: Oritele, die ich erst liebte, als sie weg war, und die ich trotz Serafinas Warnung noch lange für die beste Partie meines Lebens hielt, hatte schwarze irakische Augen, die so eifersüchtig funkelten, als könnte sie damit durch Wände und Herzen gucken – und wahrscheinlich auch um die Ecke. Wie konnte ich das je vergessen! Wenn ich mir Mühe gab, sah ich den Rest von ihr natürlich auch noch sehr deutlich vor mir: schöne, ein bisschen zu kurze, zu stämmige Beine. Ein kleiner Arsch, der trotzdem voller Überraschungen war. Ein ewiger blauer Fleck auf dem Rücken, genau dort, wo sie früher, als sie noch in der Gehenna das siedende Öl für die anderen umrührte, einen Schwanz hatte. Und eine behaarte Stelle auf der linken Schläfe, der erste biologische Atavismus, der mir im Leben untergekommen war.

Natürlich brachte mich ihre haarige Stirn gegen die kindliche, notorisch anhängliche Oritele sofort auf. Ich entdeckte sie eine halbe Stunde nachdem wir uns in Gordons Imbiss in der Kastanienallee kennengelernt hatten, irgendwann im Winter 2001. Wir saßen inzwischen nebenan im 103, ich tippte für meine zukünftige

Ehemalige auf ihrem Telefon eine SMS auf Deutsch, und als sie zur Seite guckte, weil ein aknegesichtiger Wicht in einem karierten Galeristenanzug sie fragte, ob sie »die« Oritele Cohen sei, guckte ich zu ihr hoch – und sah plötzlich den kleinen schwarzen Teppich über ihrem linken Auge. Und das waren in diesem Moment meine Gedanken, denen ich leider nicht traute: eine Frau, deren Körper ihre äffische Herkunft verrät – was konnte ich von ihr erwarten? Dass sie immer nur auf Schlafen, Essen und das Ungeziefer in meinem Fell aus sein würde? Genau, genau! Das Ungeziefer in meinem Fell waren sehr bald: Serafina, Mamascha, meine Bücher, all die wütenden, angenehm judophoben Artikel, die nach jedem literarischen Skandal, den ich provoziert hatte, über mich geschrieben wurden, mein – damals noch – privat ausgeübter Hang zum Exhibitionismus, mein strenger Tagesablauf, meine Hypochondrie, mein lautes nächtliches Pfeifen und Atmen und sogar Noah. Warum blieben Oritele und ich von da an trotzdem zwei Jahre und zwei Stunden zusammen? Laut Noah aus gegenseitigem Sadismus.

»Ich werde so bald wie möglich nach Hamburg fahren«, sagte Noah, »und dort werde ich mir unser dickes unverkäufliches Buddhale anschauen. Vielleicht umarme ich's sogar, wenn ich darf. Ich würde wirklich gern wissen, wie sich eine halbe Million anfühlt. Kommst du mit?«

Ich antwortete nicht. Ich war immer noch bei Oritele. Gerade dachte ich, was für ein Glück, dass sie weg war. Dann fing ich an zu weinen. Eigentlich nichts Besonderes, das passierte mir eben ab und zu. War ich nicht der harte, sarkastische Autor der *Rubiners* und von *Post aus dem Holocaust*? Hatte ich nicht das Recht, mich manchmal gehen zu lassen? »Ich bin nicht gern in Hamburg, das weißt du doch«, sagte ich leise, damit Noah mein Schluchzen nicht bemerkte. »In Hamburg muss ich in meinem alten Kinderzimmer schlafen und wie früher Mamascha und Papascha dabei zuhören, wie sie sich anschreien und um ihre Magnesiumtabletten streiten. Und nachts – nach dem Versöhnungssex – tippelt immer einer von

ihnen aufs Klo. Verdammt, ich weiß bis heute nicht, wer von den beiden das ist!«

»Deine Mutter ist nicht mehr da, Karubinchen, schon vergessen? Wowa macht jetzt immer allein das Lichtele aus.«

»Ja, das stimmt.«

»Du musst ihm doch überhaupt nicht sagen, dass du in der Stadt bist.«

»Das sagst du so ...«

»Und übrigens ...«

»Ja?«

»Sie hat die Staffelei weggestellt. Sie sitzt jetzt nackt auf Tur-geman. Topqualität, diese kleinen Titten, wirklich. Aber mach dir keine Sorgen, Zweieiiger. Deine Ex guckt völlig gelangweilt am orientalischen Schnulzenmann vorbei aus dem Fenster. Oh. Oh! Oh nein ... sie hat mich gesehen. Ich leg auf, ich leg jetzt auf! Liebe dich.«

Dieses Gespräch – ich meine, genau dieses Gespräch – ist ungefähr dreihundert Jahre her. Ich weiß, glaube ich, trotzdem noch jedes einzelne Wort davon – so wie ich mich auch sonst an fast alles, was Noah und ich jemals zueinander gesagt haben, erinnere. Es gibt natürlich Schöneres. Aber wann immer ich Noah während seiner Sudan-New-York-Odyssee vermisst habe, war ich darüber sehr froh, denn irgendwann konnte ich ihn mir nicht mehr auf meinem Laptop als zweifachen Dr. Goebbels oder in seinem orangefarbenen Müllsack in der Nubischen Wüste anschauen, drei Minuten vor der Enthauptung. Also schloss ich – um ihm wenigstens so näher zu sein – die Augen, und schon hörte ich seine süße, quäkende, nervige Alter-Junge-Stimme direkt in meinem Kopf.

Und jetzt an die Arbeit!

Noah, Tal, Gerry und Ethel trafen sich am 2. Januar 2005 im Park hinter dem Charlottenburger Schloss wieder. Es hatte am Morgen geschneit. Überall lagen abgebrannte Raketen, traurig glänzende Bierdosen, Bionadeflaschen. In den schwarzen Ästen hingen Schneeklumpen und Stoffetzen, und als die vier am anderen Ende des großen Karpfenteichs ankamen, drehten sich alle gleichzeitig zu dem großen weißen Schloss um, das zwischen den Bäumen hervorschaute, und sie machten wie betrunkene Rockstars anerkennende Geräusche und Gesten. Sie wollten schnell eine Runde drehen, in der Orangerie frühstücken und dabei Noahs Goebbels-Video besprechen.

Dann bekam Tal seinen Anfall. Er hatte auf dem Rückweg vor dem Belvedere eine Rakete vom Boden aufgehoben und versuchte zu lesen, was auf dem verkohlten grünen Etikett stand. Er drehte die Rakete neugierig hin und her, und schließlich hielt er sie – wie immer leicht fiebrig grinsend – an seine Nase. Armer Tal. Er hatte nie vergessen, wie er im Oktober 1991 diese pfeifende irakische Scud immer näher kommen hörte, bis sie mit einem lauten, schwächlichen Paff fünf Meter entfernt von ihm im Toilettenfenster einschlug. Er und seine Eltern langweilten sich da schon seit Stunden im versiegelten Zimmer, aber so versiegelt war es auch wieder nicht, und den dünnen Brandgeruch, der sie zur Abwechslung hinaustrieb, nannte seine marokkanische Mutter in ihren späteren Kriegserzählungen immer Stinkbombe des Todes. Dabei hatten die Shmelnyks Glück gehabt. Ihr Haus in der Arlosoroffstraße – Ecke Ibn Gvirol – wurde nicht zerstört. Die Scud blieb fast unversehrt im Fenster stecken wie ein Einbrecher, der nicht mehr vor- und zurückkann, und Frau Shmelnyk musste bloß einen Tag lang lüften

und mit ihrer thailändischen Putzfrau schwarzen Staub von den Wänden und Möbeln wischen, das war alles.

Als Tal jetzt an der verkohlten deutschen Silvesterrakete roch, passierte es. Die Furchtlosigkeit, die seine kleine, drahtige Sabra-Gestalt normalerweise ausstrahlte, entwich mit einem einzigen leisen, schwächlichen Puff in den eisgrauen Berliner Himmel. Als Nächstes fing Tal an zu schreien, auf Iwrit, aber vielleicht war dieses kehlige Wortgemisch auch Aramäisch oder Assyrisch. Sein rotes matzedünes Gesicht rötete sich noch mehr, er warf sich in den Schnee, er stopfte sich Schnee in den Mund, er rieb sich mit Schnee das Gesicht ein, und er beruhigte sich erst wieder, als Gerry »El Dick« Harper ihn mit seiner schaufelgroßen kalifornischen Hand im Genick packte, wie eine Katze hochhob und zurück auf die Beine stellte.

»Uh, danke«, sagte Tal. Er sagte es auf Englisch, aber er klang immer noch so düster, als würde er verbotene Stellen aus einem alten babylonischen Schwarze-Magie-Traktat ausstoßen.

Gerry guckte Tal aus seinen eng zusammenstehenden, dummen Augen an und sagte: »Was war denn das?«

»Mein Scheißkriegstrauma war das«, sagte Tal.

»Echt? Ich wusste nicht, dass du eins hast.«

»Ich auch nicht. Scheiße! Ich dachte, ich hätte es unter Kontrolle.«

»Ich hatte mal eine ähnliche Szene in *The Bullet*, dude. Aber so gut hab ich's natürlich nicht hingekriegt. Wie machst du das mit dem roten Schaum in den Mundwinkeln?«

»Das ist meine Zunge, Gerry. Ich kau so lange auf ihr herum, bis sie blutet.«

»Ach, wirklich?«

»Wie hast du es eigentlich so weit gebracht, Zeitlupe?«

»Gutes Aussehen und Opportunismus«, sagte Gerry, aber es klang wie eine Frage.

Als Noah mir die Geschichte von Tals Anfall erzählte – aufgewühlt, unkonzentriert, mich immer wieder passiv-aggressiv als

»Freund« beschimpfend –, saß er in Berlin auf einer Parkbank vor der Zionskirche. Ich saß in Prag auf meinem Hotelbett. Ich war benommen und gastritisch und hielt das Telefon mühsam zwischen den steifen Fingern. Während ich Noah zuhörte, dachte ich, ich sollte sofort wieder in die Italská zurückfahren, klingeln, zu Fuß in den fünften Stock hochrennen, wie wild gegen die Tür schlagen und das Serafina-Monster, wenn es mir endlich aufmachte, an den riesigen, schweren Schultern packen, auf den Balkon zerren und runterwerfen. Bevor ich mir aber den Rest vorstellte, konzentrierte ich mich lieber wieder auf Noah. Vielleicht würde er einen Witz machen, der mich alles vergessen ließe – oder ich bekäme genug Mitleid mit ihm, um keins mehr mit mir selbst zu haben.

Im Park des Charlottenburger Schlosses ging es so weiter: Die vier eilten, als wären sie die Beatles in *Help!*, im Gänsemarsch zum Schloss zurück, und die fette Ethel war natürlich die Letzte. Ein interessantes Bild. Drei kleine, dünne Männer – jeder mit seinem eigenen selbstsüchtigen Irrsinn beschäftigt – und eine große, monumentale Frau, die wie eine Kindergärtnerin diese erwachsenen Kindsköpfe durch den orangegrauen deutschen Schnee vor sich hertrieb. Plötzlich – und zwar für den Rest des Tages, aber nicht ganz bis zum Anfang der Nacht – war Ethel Urmacher der Boss. Das konnte sie, das hatte sie in ihren zwanzig gojreichen Jahren gelernt. Sie wusste, dass Männer nach weiblicher Führung gierten, wenn man sie ließ, dafür brauchte man kein Domina-Outfit. Sie holte keuchend Noah ein, legte ihren megaschweren Arm um seinen dünnen Hyänenhals, sie schob ihn zuerst vor sich her, dann zog sie ihn hinter sich her, und als sie Tal eingeholt hatten, schlang sie den anderen Arm um dessen Nacken wie ein Lasso und sagte: »Ich will auch eine Rolle in dem Bunkerfilm. Ich war mit Noah im HLG in der Theatergruppe: *Leonce und Lena*. Wir haben uns zum Schluss geküsst. Ich kann das.«

Tal hustete nur und würgte wieder unverständliches Zeug. Noah sagte: »Das stimmt nicht, Ethelein.«